

# Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

*12 Hefen*



77uhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig

2. Jahrgang 1922

Heft 10

# Ostdeutsche Monatshefte

## für Kunst und Geistesleben

Wir nennen hier einige Mitarbeiter der bisher erschienenen Hefte:

### I. Jahrgang:

- Hest 1: D. Kalweil, Adelbert Matthaël, Max Hildebert Boehm, Ludwig Bäte, Ernst Petersen, Bruno Pompecki.
- Hest 2: Ernst Schulze, Konrad Elert, Richard Fromme, Woldemar von Seidlitz, Thilo Kiefer, Heinrich Jerkaulen, Werner Kilian von Tröpler, Karl Demmel, Kopernikus.
- Hest 3: Sonderausgabe „Danzig“.
- Hest 4: Hanns Martin Elfter, Beheimrat Spieß, Paul Jech, Hans Bethge, Kurt Adami, Paul Knöfel, Arthur Laudien, Konrad Hahn, Wolfgang Greiser.
- Hest 5: Sonderausgabe „Königsberg“.
- Hest 6: von Holst, Carl Lange, W. la Baume, Kloeppel, Elisabeth Siewert, Walter von Molo, Richard von Schaukal, Paul Feldkeller, Paul Wolf, Paul Richter, Hans Sturm, Erich Klein.
- Hest 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.
- Hest 8: Willibald Dmankowski, Hermann Steinert, Hans Franck, Hermann Dahl, Helene Westphal, Wilhelm R. Jahn, Kurt Bock, Georg Lichen, Franz Alfons Bayda, Hans Benzmann.
- Hest 9: Sonderausgabe „Marienburg“. Vergriffen!
- Hest 10: Louis Corinths, Bruno Walter Reimann, Paul Rohrbach, Katarina Botzky, Ernst Hammer, Johannes Schlaf, Luise von Brandt, Paul Enderling, Max Carstenn, Herbert Sackel, E. Steinbrecht, Hans Walter Schmidt, Hans Gäßgen, Walter Hein.
- Hest 11: Sonderausgabe „Dichter des Ostens“.
- Hest 12: Sonderausgabe „Erstes Schlesiensheft“.

### II. Jahrgang:

- Hest 1: Ludwig Finckh, Will Vesper, Thomas Wilhelm Reimer, Leonhard Schrickel, Ewald Silvester, Fritz Heinz Reimesch, Hanns Fehner, Walther Harich, Edward Carstenn.
- Hest 2: Sonderausgabe „Heimat“. (Freie Stadt Danzig.) Danziger Heimatbund.
- Hest 3: Franz Mannstaedt, Paul Friedrich, Otto Pringsheim, Johannes Dziubiella, E. A. Praschinger, Marie Dedo-Brie, Hugo Socnik.
- Hest 4: Sonderausgabe „Memel“.
- Hest 5: Hermann Stehr, E. Kleinhempel, Carl Meißner, Anna Pape, Hildegard Voigt, Paul Magdorf, E. Waldmann, Wilhelm Müller, Maximilian Ulich.
- Hest 6: Sonderausgabe „Masuren und Ermland“.
- Hest 7: Dr. Willy Drost, Otto von Kurfell, Wilhelm Kosch, Paul Burg-Schaumburg, Heinrich Leis, Leo Sternberg, Robert Heinz Heygrodt, Paul Schulze-Berghof.
- Hest 8: Sonderausgabe „Gefallene Künstler“.
- Hest 9: Sonderausgabe „Ostdeutsche Frauen“.

---

Ostdeutsche Monatshefte G. m. b. H. Verlagsgesellschaft  
Danzig, Langgasse 39/40.

Sprechstunden der Schriftleitung:

Montag nachmittags von 4—6 Uhr in Oliva, Albertstraße 9.

Donnerstag vormittags von 10—12 Uhr, in Danzig, Langgasse 40<sup>1</sup>

# Ostdeutsche Monatshefte für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Junst“, der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“  
und des „Deutschen Heimatbundes Danzig“.

2. Jahrgang

1922

Heft 10

## Über Herder und den norddeutschen Geist\*)

Von Dr. Willy Drost

Es ist bezeichnend, daß in der Zeit der ersten Freundschaft mit Herder, als Goethe den Goeg und den Faust konzipierte, das gotische Straßburger Münster einen so starken Eindruck auf ihn machte. Er nennt es selbst den „würdigen Hintergrund“ zu diesen großzügigen Entwürfen. In dem kleinen bekannten Aufsatz „Von deutscher Baukunst“ (1772) setzt er sich lebhaft mit diesem Eindruck auseinander, wobei seine Sprache ganz die enthusiastische Dunkelheit und Unruhe des Hamann-Herderischen Stiles angenommen hat. Der mittelalterliche Gegenstand und, während doch Goethe von Leipzig aus durch Oeser und Winkelmanns Schriften auf die Antike eingestellt war, der Hauptgedanke: nur die aus dem Volksgrunde emporsteigende wahre und charakteristische Kunst ist auch die schöne Kunst, läßt uns erkennen, wie stark der Verfasser des nordischen Faust damals zu Herders Ideen hinneigte. Dieser Aufsatz wirkt wie ein Vorspiel zu den künstlerischen und geschichtlichen Interessen der Romantik. Und doch, wie verschieden von ihr ist im Grunde die Anschauungsweise der ganz anders angelegten Persönlichkeit Goethes. Ein echter Romantiker hätte erst einmal die religiösen Stimmungswerte empfunden! Auf Goethe wirkt Formales, ihn fesselt die Proportion des Ganzen, die Harmonie der Teile, und so ist sein Aufsatz im Kern eine sachliche Analyse. Über den sombreren, enthusiastischen Stil ärgert er sich später selbst. (Dichtung und Wahrheit.) Bald mußte sich Goethe, seiner Natur folgend, anderen Sternen zuwenden.

Herder war durch seine Vermittlung im Jahre 1776 aus dem Bückeburger Exil erlöst und zu größerem Wirkungskreise nach Weimar berufen worden. Hier blieb er mit seiner Familie bis an sein Lebensende wohnen. Bis zu seinem Tode

war er dem Programm getreu, das er auf der denkwürdigen Seereise in phantastischem Überschwange improvisiert hatte. In unzähligen Schriften, Abhandlungen und Rezensionen geht er der Geschichte der Menschen und ihrer Kultur nach, untersucht Poesie und Religion, Sprache und Literatur und veröffentlicht auch eigene Dichtungen, die von einem Innenleben zeugen, das von faustischem Drange erfüllt ist. Das Bedeutksamste aber leistet er in der Zusammenfassung seiner vielseitigen historischen Studien zu den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. In allem lebt der, mit dem Goethe des ersten Faust so verwandte Geist, den Menschen in der Gesamtheit seiner Kräfte als eine natürliche Einheit zu fassen, aber als in unendlichen Formen entwicklungsfähig je nach den besonderen Bedingungen des Klimas und der Generation. So geht er die Reichen der Kulturen durch. China, Indien, Ägypten, Griechenland und die nordischen Völker treten auf die Weltbühne auf und wieder von ihr ab. Scharf setzt er sich damit zu Kant in Gegensatz, der, hier noch ein echter Aufklärer, die Geschichte nur nach untergeschobenen Endzwecken als eine Einheit sehen kann, und doch entfernt er sich auch von goethischem Geiste, wenn er dabei die moralisch-religiöse Forderung der Unsterblichkeit und des überirdischen Daseins nach dem Tode aufstellt. Daneben trat immer wieder seine Anlage zum Schulmann und Theologen hervor. Von jener zeugen die köstlichen „Schulreden“, von dieser die theologischen Briefe von 1780 und die reifen Schriften über das Christentum von 1793.

Aber nur streckenweise ging Herder seinen Weg mit Goethe zusammen. Goethes Treiben

\*) siehe Heft 7 S. 289.

mit dem Herzoge, das sich aus seiner sinnlich reichen, sprühenden Natur ergab, war Herder von Anfang an fremd. Schon jetzt zeigte sich, daß die Harmonie zwischen dem Sinnlichen und dem Moralischen ihm nicht gegeben war, wie alle von uns genannten Norddeutschen sie nicht besaßen, wobei man allerdings die allgemeine Zeitströmung in Anrechnung bringen muß. Vor den sinnlich empfindenden Menschen, der in dem, was mit den Sinnen aufgefaßt wird und die Sinne befriedigt, das Höchste immanent sieht, drängte sich die moralische Natur, die zufolge eines längst anerkannten Postulats an eine aller Natur übergeordnete Macht glaubt, das Gute und Rechte erfüllt wissen will und das durch die Sinne Vermittelte sowie die aus den Sinnen entspringenden Gefühle für unzulänglich hält oder verachtet. Das Übergewicht des Moralischen hatte sowohl Gottsched als auch den scharfsinnigen Lessing von einer rein ästhetischen Würdigung abgehalten. Der Dualismus zwischen der sinnlichen und der moralischen Natur sollte in Herders Landsmann Kant eine klassische Form erhalten. Wie stark Herder und Kant sich später befandeten, in der Verehrung des Moralischen und in dem moralischen Gottesglauben standen sie nicht weit auseinander. Von dem norddeutschen Menschen insbesondere gilt, was Herder im Lauffag „Homer und Ossian“ von den Menschen nördlich der Alpen ausfragt, daß im Norden die Natur den Menschen „eine härtere Rinde, dazu mehrere Mühe von außen gab“, dafür aber „eine tiefere Quelle des sittlichen Gefühls aus dem Felsen geböhret“ hat.

Hier liegen in der Persönlichkeit Herders Züge vor, die eine immer größere Entfremdung zwischen ihm und Goethe herbeiführen mußten. Goethe hatte überhaupt seit seinem Weimarer Aufenthalt einen Weg genommen, der beträchtlich von dem in Strassburg unter Herders Führung genommenen abwich. Er strebte weg von der nordischen Form- und Grenzenlosigkeit, vom Gefühlsüberschwange, von dem pantheistisch landschaftlichen Empfinden (Werther), von der nordischen Mythologie und damit — weg von Herder. Was für Herder Höhepunkt war und die Achse seines Lebens blieb, das überwand Goethe mit Bewußtheit und tiefem Willen. Gewiß spielten bei der Entfremdung beider Männer rein persönliche Gründe und zufällige Konstellationen des Tages eine große Rolle, aber genug bleibt übrig, um bei der äußeren Ähnlichkeit ihrer Ziele und bei dem gemeinschaftlichen Ausgangspunkte ihr Auseinandertreiben symbolisch aufzufassen. Goethe

befiegelte seine Umwandlung mit der italienischen Reise. Die gährende Gefühlswallung des Innern wurde durch die Liebe zu den Dingen der Außenwelt gewissermaßen in Formen geleitet. Durch die Fülle der Welt, den Reichtum der geformten Dinge wurde sie von allem Gährenden, Überquellenden befreit. Als charakteristisch für den ersten Teil des Faust kann das öfter angewandte Bild des Meeres gelten, das formlos, unfruchtbar und erhaben ist, dem man keine Zeit und Menschenkultur anmerkt. Goethe ließ den „nordischen“ Entwurf mit dem Hintergrund des gotischen Münsters liegen und wandte sich immer mehr einem Lande zu, wo Licht und Luft die Grenze der Form nicht aufhebt, wo es nicht dämmt und schummert, und vor allem, wo Menschen Jahrtausende lang geformt, gebaut, gedichtet haben und ihre Spuren von der Zeit aufbewahrt sind, Italien. Herder blieb sein ganzes Leben in der Liebe zu den Ossianischen, in Gefühlen schwelgenden Nebeldichtungen treu, auch nachdem ihre Fälschung erwiesen war: Goethe griff mit seiner aufs Sinnliche gerichteten Natur selbst in jener Zeit der ersten Freundschaft mit Herder nicht zur nordischen Mythologie. Er sagt uns später (im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit) klar den Grund. „Über alle diese Dinge, wie wert ich sie hielt, konnte ich nicht in den Kreis meines Dichtungsvermögens aufnehmen; wie herrlich sie auch meine Einbildungskraft anregten, entzogen sie sich doch ganz dem sinnlichen Anschauen, in dessen die Mythologie der Griechen, durch die größten Künstler der Welt in sichtliche, leicht einzubildende Gestalten verwandelt, noch vor unsern Augen in Menge dastand... Was hätte mich nun gar bewegen sollen: statt der südlichen, genau umschriebenen Figuren, Nebelbilder, ja bloße Wortklänge in meine Dichtungen einzuführen?“ Auch Herder reiste nach Italien, aber nur, um eine Enttäuschung nach der andern zu erleben, um sich noch stärker von den Gebilden der sinnlich-natürlichen Schönheit auf das Feld des Moralischen und des Theologisch-Philosophischen zurückzuziehen.

Das Klassische und das Nordische wurden für Goethe zwei Gegensätze, die er nur gegen Ende seines Lebens zu einer ungeheuren Synthese zu bringen vermochte. Nur mit heftigem inneren Widerstreben nahm er auf Schillers Drängen die Faustdichtung wieder auf. Im „nordischen Winter“ bereifte Goethe „einen Rückzug in dieser Symbol-, Ideen- und Nebelwelt“ vor (Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe), er will

„den Tragelaphen Faust los werden, um sich zu einer höheren und reineren Stimmung vorzubereiten“. Das „Barbarische der Komposition“ und der Behandlung quält ihn. Schiller traf sicher das Richtige, als er vom Faust 1798 urteilte: „denn mir schien immer das Unbegrenz-

glücklich harmonischen Natur stehend, zur männlichen Reife. Schiller, dem diese Nichtachtung der Philosophie mißfiel, knüpft eine scharfsinnige Erörterung an diesen Umstand, die auch unsern Gedankenangang erhellte (Briefwechsel 1796). Er findet den Grund in dem, was er ästhetische



Kalender Ostmark 1922

Verlag Georg D. W. Callwey, München

### Eduard Vischoff: „Der Sämänn“

bare das Schwierigste dabei zu sein“. Mit dem Willen zur Objektivität hatte Goethe mit der ersten Komposition des Faust auch immer mehr das Gebiet der über alle Schranken der Sinnlichkeit hinausgreifenden philosophischen Spekulation verlassen. In seinem großen Bildungsroman „Wilhelm Meister“, kommt der Jüngling ganz ohne Philosophie, stets selbständig in seiner

Richtung nennt: Die gesunde und schöne Natur hat Selbständigkeit und Unendlichkeit in sich, sie braucht also die aus der Spekulation geschöpften Trostgründe nicht, „wie Sie (Goethe) selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik. Sie hätten ebenso gut auch hinzusetzen können, sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten.

Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Spekulation sich dreht, geben einem sinnlich ausgebildeten Gemüt zwar Stoff zu einem poetischen Spiel, aber sie können nie zu ernstlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen werden.“ Diese Selbstsicherheit der sinnlichen Natur hatte Herder schon bei seiner Ankunft in Weimar veröfentlichte, wo der ästhetisch ausgebildete Mensch zugleich auch als der moralische angesehen wird, da war eine tiefe Kluft zwischen Herder und Goethe aufgetan. 1796 erschienen nun auch in den Horen und im Schillerischen Musenalmanach die Elegien und venetianischen Epigramme. Von ihrer Veröffentlichung hatte Herder dringend abgeraten, aus eben denselben sittlichen Gründen, die ihn im „Meister“ in scharfer Ablehnung die „moralische Grazie“ vermiesen ließ. Wie hoch stand nicht sein Begriff des Rechten und Guten über allem natürlichen Dasein! Wie mündete nicht seine Völker- und Zeiten überschauende Betrachtung in eine theologische Metaphysik, Goethe hingegen haßte schließlich jede Metaphysik als „leere Nachträumlichkeit“ (Spr. IV. Abt.). Weshalb? Weil die formwillige Hand ins Leere tastet, weil hier keine Beherrschung und Klarheit von menschlichem Leben aus möglich ist. Von der inneren Musik, von der Naturbeseelung, die ihn den Menschen innerhalb der Landschaft empfinden ließ (Werther), kehrte er zu den abgegrenzten Bezirken einfacher, typischer menschlicher Verhältnisse zurück. Und damit zog es ihn gewaltig zu der griechischen Kunst, die sich nicht um differenzierte subjektive Gefühle kümmert, sondern die die Mannigfaltigkeit der menschlichen Erscheinungen auf einfache Idealsformen, Typen bringt. Er verachtete das Nordische — malerisch Verworrene. Ihm sprach daraus ein unbewußtes Leben: „in der Wüste eines düsteren Zustandes“. Wie Herder sich immer wieder in den Mutterchoß der Natur, in den primitiven Urzustand eines Volkes zurückversetzte und mit feinsten Organen die schwanken Gestaltungen dieses gleichsam unbewußten Geistes erfüllte, so wandte sich Goethe hinaus zu den fertig dastehenden geschlossenen Bildungen eines kultivierten Willens. —

Und nun ist ein Umstand eigentümlich, der uns an Erörterungen des ersten Teiles dieses Aufsatzes anknüpfen läßt, daß in dem Maße, wie Goethe sich zur Form, zum Klassischen hinneigte, ein anderer Norddeutscher für ihn bedeutsamer

wurde: J. J. Winckelmann. Bei der Erwähnung dieses Mannes drängt es sich auf, ein Fragezeichen hinter die Methode zu setzen, eine Milieutheorie im H. Taine'schen Sinne grob und schematisch anzuwenden, das heißt, aus den physischen Vorbedingungen des Lebens die geistigen Werke einer überragenden Persönlichkeit „erklären“ zu wollen. Wie notwendig es ist, die abgelösten geistigen Werke im Zusammenhang mit dem physischen Milieu zu sehen, umzudeuten, zu erkennen, verständiglich zu machen, so oberflächlich und vergewaltigend wäre es, sie daraus erklären zu wollen. Man versuche nur, Winckelmann aus dem Boden und der Kultur der nordischen Mark — nicht wesentlich verschiedene Bedingungen, als wie sie für Herder in Betracht kamen — erklären zu wollen. Winckelmann wurde als Sohn eines Schublickers in dem ärmlichen düsteren Stendal geboren, drückte sich in den unwürdigsten Verhältnissen als untergeordneter, unfähiger Schulmeister jahrelang herum, bis er in Rom seine eigentliche Lebensaufgabe erfüllen konnte: Den Barock- und Rokokogeschmack seiner Zeit zu der edlen Einfachheit und stillen Größe der Griechen zurückzuführen und damit den großen produktiven Geistern seiner Zeit den Weg zu einem freien Menschlichkeitsideale zu ebnen. Wie ein Winckelmann in Stendal möglich wurde, wird ewig ein Rätsel bleiben. In seinem glänzenden Werke über „Winckelmann und seine Zeitgenossen“ geht C. Justi auch von Winckelmanns Geburtsstädtchen aus und versucht die Beziehungen zu seiner Heimat herzustellen, so dem Eindruck des alten Backsteindomes die erste Erweckung eines geschichtlichen Sinnes zuzuschreiben. Aber es ist vergebens, den Sinn der Persönlichkeit Winckelmanns aus dem Geiste des Nordens herleiten zu wollen. Das Eine könnte man vielleicht sagen, daß nur diese öde physische Heimat einen Menschen so unbefriedigt und sehnüchtig nach einer idealen Heimat blicken lassen könnte, ihn so mit allen Fajern seines Herzens in den absoluten Gegenpol seines Milieus, in eine harmonische, sinnliche Natur und Kultur sich versenken lassen könnte. Daß Winckelmann in Stendal geboren wurde, erscheint als ein „Versehen, vom Schicksal bei seiner Geburt begangen“, seine Fahrt nach Rom aber und die Wahl dieser neuen Heimat als die freie Berichtigung jenes Versehens. (Vergleiche Justi, Bd. 2, S. 3.) Wenn wir also Herder als Symbol des norddeutschen Menschen der harmonischen, nach dem Süden gerichteten Natur Goethes gegenüberstellen, so müssen wir dessen

eingedenk bleiben, daß in seiner neuen Bildungs-  
epoche nach den Sturm- und Drangjahren für  
Goethe der norddeutsche Winckelmann die In-  
karnation dessen war, was er antik nannte, ein  
Zeichen für die weiten Grenzen der Einfühlungs-  
möglichkeit norddeutschen Geistes. Wer die von  
uns angedeuteten nordischen Züge bei Winckel-

mann viel mehr moralisch als ästhetisch ist. Er wird  
wie Wilhelm Wäghold (Zeitschr. f. Ästhetik XV, 2)  
Winckelmann zu der Gruppe jener nordischen  
Hellenen, der sinnlich über sinnlichen Freier um  
antike Schönheit rechnen, die durch Namen wie  
Carstens und Thorwaldsen bezeichnet werden,  
und schließlich ebenso urteilen: „Goethes Durch-



Kalender Ostmark 1922

Verlag Georg D. W. Callwey, München

Eduard Vischoff: „Auf dem Galtgarben“

mann suchen will, wird sie auch dort finden. Ihm wird zu denken geben, daß Winckelmanns Lieblingslektüre auch in Rom die protestantischen Gesangbücher blieben, er wird auf Winckelmanns Vorliebe für die Allegorie, auf das Versagen seiner Sinne bei Farbe und Landschaftsdarstellung im Gegensatz zu seinem feinen Empfinden für Sprache und Sprachrhythmus und vor allem auf den viel zu wenig bedachten Sinn der Worte „edle Einfachheit und stille Größe“ hinweisen, der

fränkheit mit naiver, antiker Sinnlichkeit war ihm nicht geschenkt.“ Dann wird sich doch mancher Faden zu Herder herüberspannen lassen, und vom Milieu aus gesehen wird manches, wird neues Licht auf die komplizierte Gestalt Winckelmanns fallen können. Goethe fand in späteren Jahren den Weg zur mittelalterlichen deutschen Kunst zurück, sowohl in der Literatur als auch in der Baukunst, wo Sulpiz Boissée anregend auf ihn wirkte, aber seine ganze Liebe

gehörte doch den Griechen, und an diese seine Geistesrichtung schloß sich vornehmlich die Kunstübung seiner Zeit an. Man bestrebte sich, den edlen Umriss griechischer Plastik zu linearen Kompositionen zu verarbeiten. Im Gegensatz zu dieser klassizistischen Richtung besaß nun Herder auch das Organ für die Malerei, für das immaterielle Weben von Licht und Dunkel, das die faßbare Grenze und klare Form der Dinge verwischt, wenn es seinen eigensten Reiz entwickelt. Das hängt mit der tiefsten Verschiedenheit der Weltauffassung zwischen ihm und Goethe zusammen, die Suphan in einem schon 1887 gehaltenen Vortrage auf Grund von Goetheschen Worten charakterisierte. Goethe sah, Herder aber hörte in die Welt hinaus. Herder besaß das feinere musikalische Empfinden; und das gehört dazu, um die poetischen Regungen der Naturvölker zu erlauschen, um in einer klassizistisch gesinnten Zeit das zauberhafte Weben des Lichts in der Malerei zu würdigen. Nur in dieser musikalischen Innerlichkeit, in dem Hellsdunkel der Stimmung konnte er die Gestalten der nordischen Mythologie und Poesie anerkennen, denn er wußte wohl um ihr unbildliches Wesen und sprach es noch vor Goethe aus. (Im Aufsatz „Homer und Ossian“, Suphan Bd. 18, S. 456.) „Wer Götter und Helden bilden will, gebe zu Homer, nicht zu Ossian; in diesem ist eine Gestalt wie die andere und für den Künstler eigentlich keine gezeichnet. Der Maler, den Ossian begeistert, muß aus sich selbst schöpfen; aus seinem Dichter kann er nur die Farbe der Empfindung und das Hellsdunkel der Situation anwenden.“ „Die intensive Kraft des Gesanges, wie wohl in einem engeren Kreise, ist Ossians, die extensive, im weitesten Felde der Mitteilung bleibt Homers großer Vorzug.“ Herders musikalisch empfindende Seele konnten die „Wolken- und Glangerscheinungen“ der „Nebelgestalten Ossians“ ebenso „innig rühren und bezaubern“ wie die „körperlich dastehenden“ Götter und Menschen „in Homers Sonnenwelt“. (Siehe den ersten Entwurf „Homer und Ossian, Söhne der Zeit“. Suphan, Bd. 18, S. 463.) Sein musikalischer Sinn befähigte ihn, Zeiten und Länder zu überschauen, den Zusammenklang aller menschlichen Fähigkeiten und Gestaltungskräfte zu einem Ideale, der wahren Humanität gleichsam zu erhörten. Wir fühlen das Schwerkraft seiner Veranlagung in der Gegenüberstellung des Auges und Ohres („Briefe zur Beförderung der Humanität“. Suphan, Bd. 18, S. 27), wie ja Herder so gern vom Organismus,

von der Physiologie des einzelnen Sinnes ausgeht: „Das Auge ist . . . der kälteste, der äußerlichste und oberflächlichste Sinn unter allen; er ist aber auch der schnellste, der umfassendste, der hellste Sinn; er umschreibt, teilt, bezieht und übt die Meskunst für alle seine Brüder. Das Ohr dagegen ist ein zwar tiefbringender, mächtig erschütternder, aber auch ein sehr abergläubischer Sinn. In seinen Schwingungen ist etwas Unabzählbares, Unermessliches, das die Seele in eine süße Verrückung setzt, in welcher sie kein Ende findet.“ Ohr und Auge gehören zwar zusammen, aber sie wirken nicht auf das äußere Künstlerauge, sondern den inneren Sinn, und wir sehen an anderer Stelle (S. 140), wie diese Bevorzugung des Innerlichen auch in bezug auf das Kunstschaffen in ein ethisches Ideal mündet: „Und zu jenem inneren Sinn gehört bei einem gebildeten oder zu bildenden Menschen Gemüt, moralische Natur, mithin bei dem Dichter vernünftige, humane Absicht.“ Aber wohl aus innerster Selbsterkenntnis fügt Herder bei der Charakterisierung beider Sinne warnend hinzu: „Behüte uns also die Muse vor einer bloßen Poesie des Ohres ohne Berücksichtigung der Gestalten und ihres Maßes durchs Auge.“ Denn Herder mangelte die plastische Gestaltungskraft eines Goethe. Er sah nichts in Italien, sondern zog sich auf die moralische Grazie zurück.

Wenn unsere zurückschauenden Augen sich von beiden Männern die Idealbilder vergegenwärtigen, so sehen sie Goethe als den Mann, der auf römischen Ruinen sitzend mit ruhigem, sinnlich zfassendem Blick nur die Gegenwart und das einfache Menschliche poetisch umformt. Ein Idealbild von Herder wäre unbildlich wie die von ihm geliebten Gestalten der nordischen Mythologie. Es müßte ihn in der Wirklichkeit durchlebten Situation zeigen, deren Erinnerung ihn noch viele Jahre später tief ergriff: „auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Flut mehr bewegte, mit Meer bespült, und mit Mitternachtswind umschauert“, während er die düfteren Gefänge von „Fingal las und Morgen hoffte . . .“

Herder mußte im Laufe der Jahre in Weimar hinter anderen zurücktreten. Aus dem Dreibund Goethe-Schiller-Herder schied er bald als der Unproduktive, um verbittert dem einzigartigen Zusammenarbeiten beider Dichter zuzuschauen. Auch aus dem heftigen Kampfe, den er mit den beiden Vätern der „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft“ 1799 gegen seinen ehemaligen Lehrer Kant eröffnete, ging er nicht ruhmreich hervor. Noch mehr schadeten ihm die drei Bände-

chen der „Kalligone“, die er gegen Kants Kritik der Urteilskraft schrieb. Aber es blieben ihm noch viele Freunde und auch der tiefste Anteil dieser Männer, als er 1803 aus dem Leben schied. — Herder hat sein eigenes Schicksal als das Schicksal des modernen Menschen überhaupt

verloren haben, indem wir statt der Schranken unserer Natur und unserer Kräfte so gern das Unendliche im Sinne haben. Unsere Metaphysik und Wortphilosophie, unser Jagen nach Kenntnissen und Gefühlen, die über die menschliche Natur sind, kennt keine Schranken, und so sinken



Kalender Ostmark 1922

Verlag Georg D. W. Callwey, München

### Professor Karl Storch: „Flüchtlinge“

im Gegensatz zum Griechen empfunden. Uns steigen die Bilder seiner nordischen Heimat auf, sein faustisches Ringen, die Fülle all seiner unvollendet gebliebenen Schriften, die den ganzen Erdball durchmessen und Welt und Gott zum Gegenstande haben, wenn wir bei ihm lesen: „es scheint, daß wir diesen sanften Umriß eines menschlichen Daseins ziemlich aus den Augen

wir, nachdem wir uns in jungen Jahren vergeblich aufgezehrt haben, im Alter wie Asche zusammen, ohne Form des Geistes und des Herzens, vielmehr also ohne jene schönere Form der Menschheit, die wir doch wirklich erreichen konnten.“

Mag Herders persönliches Leben und Wirken indessen auch den Anschein eines Unterliegens,

eines abflauenden Endes erwecken, wir werden eines anderen belehrt, wenn wir den Lauf der Geschichte weiter verfolgen. Wenn uns heute die Wirklichkeit von Herders großen Gedanken nicht in ihrer ganzen Bedeutung zum Bewußtsein kommt, so liegt es nur daran, daß sie ganz in die Zeit eingegangen und uns selbstverständlich geworden sind. Was auch immer wir von Herders Leitgedanken verfolgen, hat eine Zukunft gehabt, das heißt, den Gang der geistigen Entwicklung des 19. Jahrhunderts bestimmt. An sein musikalisches Feingefühl, seinen Sinn für Malerei, seine historische Toleranz schließt sich als erster des Kreises der Romantiker Wackenroder an. Trotz des Rückhaltes an Goethe sank die klassizistische Strömung zusammen. Ein neues malesisches und landschaftliches Empfinden kam in der Kunst auf. Der musikalische Sinn steigerte sich, die Musik erfuhr durch Wackenroder und die Romantiker eine enthusiastische Würdigung, wie sie von Herder mannigfaltig vorbereitet war. Ebenso beschrift die Dichtung durchaus den Pfad des Gefühls und bestrebte sich, das seelische Leben in möglicher Vertiefung auszusprechen, wobei es ihr unmöglich wurde, ein größeres Kunstwerk in geschlossener Form zu bilden. Gerade nach den von uns angenommenen Gesichtspunkten muß Herder unbedingt als Eröffner, als Vater der deutschen Romantik gelten. Der tief innerliche, musikalisch webende, unplastische Geist der Romantik, der ihre schönste Blüte, das einfach volkstümliche Lied erstehen ließ, gehört zu den bestimmenden Zügen Herders, wie wir es gerade in der Gegenüberstellung mit Goethe sahen. Herder hatte ja die Schönheit des Volksliedes erst erschlossen. Daß es etwas gibt, das Herder vom Kreise der Romantiker unterscheidet, ist offenbar, und wir erinnern uns an die Gegenüberstellung der norddeutschen erhabenen Landschaft und der süddeutschen anmutig reichen zu Anfang dieses Aufsatzes. Der Gegensatz von Milieu und Generation, den wir dort aufstellten, scheint sich auch noch in dem geistigen Wirken Herders zu zeigen, dessen Kühnheit der Intuition und kraftvolle Elastizität seiner, den weitesten Umkreis umspannenden Gedanken das Vermögen des Romantikers überschreitet, wofür ihm die Passivität und Sammlung zur Lrrik versagt blieb. Durch Herder schließlich erhielt die Wissenschaft ein neues Gepräge. Nun erst waren die Voraussetzungen für eine Geschichtswissenschaft erfüllt, die einführend die vergangenen Zeiten lebendig zu begreifen vermochte, wenn auch anfangs die objektive Forschung vom roman-

tischen Schimmer poetisch verklärt und durch spekulative Ideen beeinträchtigt wurde. Mit dem Verständnis für die historische Individualität eines Volkes eröffnete Herder das Bewußtsein für die eigene deutsche Nation, das in der späteren Romantik so wichtig werden sollte, — gerade im Gegensatz zu dem Weltbürgertum Schillers und Goethes, das in ihrer ästhetischen Weltanschauung wurzelt.

Wohl ziemt es uns hier im Osten unseres Landsmannes zu gedenken, der den Gang des vorigen Jahrhunderts bestimmend beeinflusst hat. Wie unsere Baumeister die alten Baudenkmäler studieren, nicht nur aus historischem Interesse, sondern um für die Gegenwart zu lernen, so wollen wir auch unserer geistigen Ahnen gedenken — auch um in der Gegenwart ihr Gedankengut weiter zu verarbeiten. Und gerade die Gedanken Herders liegen uns ja so nahe: Das Zurückgehen von der ästhetischen, komplizierten Kunstform auf das einfach volkstümliche und im Zusammenhang damit die Betonung des Nationalen. Wir erinnern uns dabei, daß Herder den nationalen Gedanken seiner Zeit in Riga aussprach, das damals russisch war. Auch wir sind heute vom Reich abgerissen und von Fremden umgeben und durchseht. Herder hat ein starkes Bewußtsein seiner besonderen Stammeseigenart gehabt. Und wir können stolz darauf sein, daß er uns zum Symbol des faustisch ringenden Menschen werden kann. Wenn wir Goethes Faust lesen, der uns mehr ist als ein Kunstwerk, nämlich das Dokument einer Weltanschauung, zu der sich viele von uns bekennen, so werden wir Norddeutsche wieder finden, was insbesondere unseres Geistes ist, was, geschichtlich genommen, Goethe durch Herder vermittelt wurde. Herders Leben und Schriften können uns aber auch eine Warnung sein, wie uns Herders Worte mahnen, den sanften Umriss eines menschlichen Daseins nicht zu zerstören und nach dem Ausgleich der beschränkenden Form zu streben. Das Eigenste des nordischen Geistes, die Grenzlosigkeit des Ringens, diese absolute musikalische Innerlichkeit, wenn das Gebiet des wägenden Verstandes einmal verlassen ist, sie braucht zum Ausgleich auch die sinnliche Materie, sie muß sich weise beschränken und die Innerlichkeit auch mit der Form in Harmonie bringen, damit der Mensch sich nicht in einem Dualismus innerer Kräfte zerstöre, und ihm nicht das Leben und Kunstschaffen unter den Händen zerrinne, wie es einem Geiste vom Range Herders schließlich zerronnen ist.

# Kunsts Betrachtung: Ein Wiederaufbaustein

Von Georg M. Hofmann

Keinerlei Nachdenken hilft darüber hinweg, daß wir Deutschen der geistigen und seelischen Erneuerung vor allem bedürfen. Es ist dringend und wird von immer weiteren Volkskreisen erkannt, daß wir das Gleichgewicht wiederfinden müssen. Auf den pompösen Aufpuß der wilhelminischen Epoche, den Oberflächliche leicht schon als Ausdruck deutschen Volkscharakters nahmen, folgte das Flagellanten-tum der revolutionären Selbstbezüglichung. Wo vorher zähneknirschender Troß jeden Zweifel gestökt hatte, machte sich nun haltlose Hingabe an alle Lasterer und Schänder des Deutschtums breit. Und noch immer suchen wir das große Heilmittel, von diesem Wechsel-fieber zu genesen.

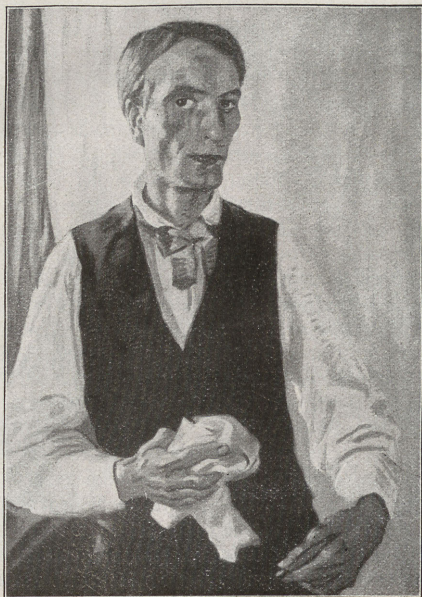
Es ist viel und manches geredet worden von deutscher Kultur, aber unbekannt geblieben ist den meisten, was denn eigentlich deutsch sei daran. Noch viel seltener aber ist Erlebnis geworden der große Inhalt des goetheschen

Wortes von der Deutschheit. Und doch weisen es uns in der Vollendung täglich und stündlich tausend und tausend Werke deutscher Menschen. Wer fühlte nicht den tiefinneren, wahrhaft deutschen Wert von Männern wie Philipp Otto Runge, Caspar David Friedrich, Schwind, Richter, Anselm Feuerbach; wer hörte nicht Deutschlands ewige Sehnsucht aus den feierlichen Rhythmen des zu wenig gekannten Hölderlin, aus den leidenschaftlichen Rufen Heinrichs von Kleist? Aber man hat Äsche auf das köstliche, alte Gold geworfen, um den vielfach vergoldeten Staub mancher Modernen besser leuchten lassen zu können. Und welchen Gewinn haben wir davon gehabt? Gar keinen und noch weniger!

Die Kunst, der letzte, feinste, treueste Ausdruck eines Volkstums, ist ein „respektvoll bewunderter“ Fremdling geworden. Indem sie versuchte, ganz sich der Materie zu entfremden, ist vielmehr die Kunst in immer krasserem Materialismus hineingefunken und der großen Idee fremd geworden, aus der allein sie geboren ist: Dem Göttlichen in uns Ausdruck zu geben. Das hat die Menschen

scheu gemacht, sie in ihrem klaren Empfinden getrübt, das gerade gestärkt werden sollte, getrübt, weil die vielen, allzuvielen Geistreichen den Garten der Kunst zu einem Tummelplatz spekulativer Köpfe erniedrigt haben. Seien wir ehrlich: von all den immer wieder neu auftauchenden Ismen in der Kunst, vom Kubismus, Futurismus, schließlich vom Dadaismus und auch vom mißverstandenen Expressionismus reden wir häufig genug mit einem unterdrückten Abglanz leiser Ironie. Und dem Volksganzen sind sie Hekuba, sind sie nicht mehr seine Angelegenheit. Die heilige Ehrfurcht ist uns durch allzu viele Richtungen verloren gegangen.

Wenn wir an den schon erwähnten Philipp Otto Runge denken, der sich alle Tage seines kurzen Lebens mit immer neuen malerischen Problemen herumschlug, dabei den ruhigen, klaren, heiligen Ernst und die tiefdeutsche Sachlichkeit seiner uns überkommenen Werke betrachten, dann drängt sich uns die Frage auf, warum denn heute die künstlerischen Äußerungen um die Darstellung seelischer Motive Ringender so grundanders geartet sind. Gewiß, unsere Seele braucht nach den Erschütterungen der letzten Jahre andere Werke, als sie uns zuletzt der Impressionismus bot. Wir wollen in die Tiefe dringen, wir ver-



Selbstbildnis von Walter Buch

juchten den Schleier der Maja zu lüften und reduzieren unser Empfinden auf die einfachen, großen Linien gewaltiger Impulse. Daraus wurde der Expressionismus geboren, die Kunst des Ausdrucks. Mit wilder Leidenschaft negierte sie alle Werte des Impressionismus und schlug berserkerhaft um sich. Der „gefättigten Bourgeoisikunst“ folgte völlige Revolutionierung, und jeder glaubte schon eine neue Kunst herauszuführen, der nur recht wild sich gebärde — das Wollen war alles, das Vermögen oft nichts. Sollte neben dem nun belächelten, ehrlichen, handwerklichen Können der Alten auch der letzte Ernst verloren gegangen sein, oder ist es vielmehr selbstgefällige, irlidherierende Disziplinlosigkeit, die mit Kundgebungen ewig wechselnder Probleme von zweifelhafter Notwendigkeit fast täglich neu überrascht und sich bläht? Wäre das Ausdruck unseres Weltanschauens, dann wäre uns Armen! Aber noch nie sind die Vielen Maßstab gewesen für den wahren geistigen Gehalt einer Kultur, eines Zeitalters, vielmehr hat die verinnerlichte Leuchtkraft verborgener Seelenkräfte spät erst Licht gebreitet über eine Geistesart, deren Jahrhundert lange überholt war von der ewig rasenden Zeit. Es wäre unrecht, in diesem Zusammenhang nicht auf Rembrandt hinzuweisen. Aber auch die Gegenwart scheint keine Zeit zu haben für das stille Ausreifen künstlerischen Wollens. Alles geistige Wachstum ist fast ausschließlich auf den Intellekt gestellt, und die gefühlsmäßige organische Entwicklung, die aus Überwundenem Neues gestaltet und nur in engem Zusammenhang mit der Vergangenheit sich auswirken kann, wird schroff negiert. Deshalb die Wurzellosigkeit des Expressionismus, der explosiv gewollt war in bewußtem Gegensatz zum bisher Errungenen: eine Frucht reinen Intellekts, die sich dann gefühlsmäßigen Aufspuß gab, um ihre Konstruiertheit zu verbergen. Wo immer im Lauf der Zeiten ein solches Wächlein sprang, mußte es kümmerlich verstanden. Nur aus Gewesenem sind wir denkbar und die Geistesgeschichte des Menschen ist feind allen Pöhllichkeiten, die in Dadaismen enden müssen. Anknüpfend an die feinen Ausführungen des Mannheimer Dr. Hartlaub in der „Danziger kunsthistorischen Gesellschaft“ über die „Kunst des sterbenden Siena“ sei darauf hingewiesen, daß die tiefe Verinnerlichung jener fernen Epoche und ihr Verzicht auf alle Individualisierung einer alten Überlieferung und gefühlsmäßiger Einstellung entsprangen, woraus erhellt, wie grundanders die typifizierende Kunst der Sienesen und die intellektuelle Revo-

lutionierung durch den Expressionismus sein müssen. Dort Rückkehr, hier völlige Abkehr von seelischen Bindungen, wenn auch dem Expressionismus — als Richtung — zugestanden werden muß, daß letzte Verinnerlichung höchste Vereinfachung in den Darstellungsmitteln bedingt, soll sie nicht überhaupt zum Schweigen gezwungen sein. Doch ist dies nicht das Streben aller Jahrhunderte und ihrer großen Meister gewesen? Ist dies nicht ein Inhalt der Kunst überhaupt? Was also hätte uns der Expressionismus neues gebracht? Eines gewiß: ein Beispiel dafür, daß wir den Boden, darauf wir gewachsen sind, nicht verleugnen dürfen, ohne selbst schwersten Schaden zu leiden. Die Menschheitsgeschichte, die im tiefsten Sinne Kulturgeschichte ist, läßt sich nicht kurbeln auf das Tempo einer Autohah, und wer es dennoch versucht, kommt leicht unter die Räder und wird zermalmt. Vielleicht ist es deshalb, daß uns die in Museen und Ausstellungen magazinierte Kunst ein wenig fremd geworden ist. Die — trotz allem — Treibhauskultur mancher Richtungen modernster Kunst raubt ihr den köstlichen Nährboden im Volke, entwurzelt sie, macht sie zur vielleicht sehr geistvollen Spielerei kleinster Kreise und läßt jene wunderliche Anschauung einen Teil vom „Untergang des Abendlandes“ werden, wonach etwa eine asphaltierte Landstraße wichtiger sei als das frohe Wanderlied eines jungen Burshen. Jene große, köstliche Verbindung des Menschen mit der Kunst, wie wir sie aus dem Mittelalter und der strahlenden Renaissance kennen, ist wohl trotz aller Nachwirkung bis auf den heutigen Tag für immer verloren. Dennoch aber sollten gerade wir deutschen Menschen versuchen, jene Befruchtung durch die Kunst von neuem wirksam werden zu lassen, die einst ein so überaus glänzendes Zeitalter heraufführen half.

Winkelmans altnidische Forderung ist es, die Forderung nach schlichter Einfalt und stiller Größe, die heute in unserer suchenden Zeit auf das Eindringlichste erhoben werden muß. Sie bedeutet nicht nur eine Wiedergeburt unserer Kunst, sondern unseres Volkstums überhaupt, wie das der Expressionismus als Richtung zu Recht erkannt hat. Das ist keine romantisierende Schwärmerei, das ist eine nüchterne, praktische Erfahrung. Sie wird der Zustimmung eines jeden sicher sein, der den Wirbel einer in Viebried am Rhein eröffneten Ausstellung französischer Kunstwerke sah. Dort unter den Fremdlingen konnte einem Sinn und Begriff deutscher Malerei, deutschen Wesens überhaupt recht von

innen heraus deutlich werden. Die Stärke deutscher Kunst wächst aus der Persönlichkeit, nicht aus der Schule, mit anderen Worten: Ausdruck deutschen Volkstums ist die Verinnerlichung, die keusche Beseelttheit aller Dinge, ist niemals die fast immer graziose, zuweilen sentimentale und sehr selten aufgewühlte Oberfläche des Franzosen, ist nicht die uferlose Breite des Russen. Und wenn nicht alles täuscht, streben wir ernsthaft einer neuen und notwendigen Vertiefung unserer Weltanschauung entgegen. Es gibt noch genug künstlerische Menschen — jene „stillen Größen“, von denen Annette von Droste-Hülshoff singt — und es gibt — der Ausdruck sei erlaubt — menschliche Künstler, die aus reiner Intuition im deutschen Sinne schaffen und fremd sind jener geschaubten Geistigkeit, die heute durch die der Idee letzter Verinnerlichung fast immer nachhinkenden Schöpfungen der Modernen — man kann fast sagen: dem ganzen Volke den Geschmack an der Malerei verdorben haben. Aber

hoffnungsvolle Schößlinge sprießen hier und da aus deutschem Boden hervor und lassen uns an einen Frühling glauben, den wir ja stets so schön wie nie zuvor erwarten.

Neue Werke, junge Kräfte drängen zum Licht und neben manchem schon bekannten Namen sei hier der eines in großstädtischer Einsamkeit ringenden Künstlers genannt, dem Deutschtum nicht politisches Panier, sondern tiefstes seelisches Bedürfnis, einfache Selbstverständlichkeit ist: der Name Walter Buchs, eines im Anfang der dreißig stehenden schlesischen Malers. Schlichte, sachliche Ehrlichkeit, mystische Schwärmerei vor den monumentalen Linien der Natur, tiefe Kraft

und Freudigkeit in der Farbe, manchmal eckige Starrsinnigkeit und immer sprödeste Keuschheit sind die augenfälligsten Eigenschaften dieses ostdeutschen Malers. Die Buchschen Bilder haben selbstsam musikalische Reize, und manches seiner Landschaftsbilder klingt hell und innig wie ein lange nicht mehr vernommenes Volkslied. Dabei bleibt diesem Künstler jegliche undeutsche Sentimentalität fremd. So malt er beispielsweise mit



Walter Buch: „Bildnis einer Dame“

urwüchsiger Kraft und hinreißendem Temperament in einem Selbstbildnis Falte um Falte seines Wesens und gibt damit unendlich viel mehr, als wir in so manchem modernen Porträt geistvollster Konstruktion zu sehen gewohnt sind. Einen deutschen Menschen gibt Buch in seinem Selbstbildnis mit knochigen, festen Händen, einem schmalen Friesenschädel, strengen Asketenwangen und den bohrenden Augen des Wahrheitsfuchers, ein impressionistisches Bild erfüllt von den hohen Werten des Expressionismus.

Mit breiten Strichen ist das hingesezt, in verblüffender Ehr-

lichkeit und unter deutlichem Verzicht auf jeden Effekt. In lichtblauem Hemd steckt unter brauner Weste ein Körper von bauerlicher Verheit, der in seltsamem Gegensatz steht zu den Augen, die scharf und doch voll tiefer Glut in kindlicher Unbefangenheit alle Hüllen durchschauen, die verflachende Konvention über die Seelen gebreitet hat. Diesem Künstler wächst irgendwo die blaue Blume ewig deutscher Sehnsucht, doch gewiß nicht jenseit der Grenzen unseres Volkstums. Für Walter Buch braucht es keine Römerin, kein spanisches Bettelweib, keine Pariser Schöne sein, um köstliche Frauenbilder, Seelenstudien von eindringlicher Schärfe und

herber Lieblichkeit zu schaffen. Ohne daß ihn die Valutaschranke zu neuer Entdeckungsfahrt in der Heimat zwänge — eine glückliche Nebenwirkung unserer materiellen Not — ohne diese erzwungene Begrenzung versenkt sich Buch voll zärtlicher Andacht in den Anblick der deutschen Frau, aus deren tiefverborgenem Grund er z. B. im „Bildnis einer Dame“ alle fraulichen Eigenschaften auf die Leinwand zwingt und damit dem Kern und Wesen edelster Weiblichkeit sichtbaren Ausdruck verleiht. Mit selbstverständlich wirkender Anmut in der Linienführung ist das Bild von meisterlicher Vornehmheit der Farbe, und die melodiose Übereinstimmung von Linie und Farbe bewirkt einen seelischen Ausdruck, wie ihn nicht viele Maler auf Frauenbildnissen erreicht haben. Das „Bildnis einer Dame“ ist von berückender Keuschheit, und auf selbstsame Weise sind hier Stille und Leidenschaft gepaart. Es ist bezaugend an Buchs Bildern, daß sie stets erfüllt sind von heiliger Andacht und völliger Hingabe. Sein „Aufziehendes Gewitter“ zeigt das auf andere Art deutlich genug. Bizarr fast in der Farbe und doch bezaugend erlebt jeder das Gewitter, der das kleine Bild anschaut.



Walter Buch: „Aufziehendes Gewitter“

Hart und kantig stehen die Häuser in dem verrückten Sonnenstrahl und scheinen den tobenden Elementen prometheischen Trotz tausendmal entgegenzurufen. Das alles ganz phrasenlos, ohne jede Pose, nur geschliffert und doch erfüllt von dem hohen Pathos hinreißender Leidenschaft und tiefen Schauens. Solch ein Gewitter haben wir alle schon einmal irgendwann und irgendwo erlebt, wo grell gegen grau stand und unsere Herzen wild aufstrotzten gegen mächtigere Gewalten, die wir dann doch in stiller Demut über uns hinwegziehen lassen mußten. Diese andere Religiosität gibt Buchs Bildern eine neue, uns fremd gewordene Kraft, die sieghaft alle Hohlheit moderner — oder doch nicht mehr moderner? — Geistlosigkeit überstrahlt und abgetan hat. Dieses Malers Ehrfurcht vor den Dingen ist

deshalb so bezaugend, weil sie sich tief einer mystischen Ehrfurcht vor Gott verbündet. Eines aber haben wir in diesen Zeiten doch wohl alle gelernt: irgendwie auf die Suche gehen nach dem großen Meister über Leben und Schicksal.

Das ist — im Großen gesehen — die Aufgabe des Deutschen überhaupt. Es muß die entgötterte Welt wieder in Beziehung gesetzt werden zu Gott. Um was einst der große Caspar David Friedrich vor hundert Jahren rang, das ist und muß sein der Inhalt unserer Tage: Die Vergöttlichung des Weltbildes. Dazu sollen Führer sein die berufenen nicht nur, vor allem

die auserwählten Künstler. Nur durch und in der Kunst ist es möglich, ein Bild der Welt zu schaffen, allein der hier pulsierende Gottesodem vermag, woran Wissenschaft und alle Naturphilosophie bei gleichem Beginnen kläglich scheitern müssen. In der Kunst flammt das göttliche, über die nackte Realität zur Geistigkeit hinausführende Element, das letzten Ausdruck findet in der Einstellung zu Gott. Führer sollen Männer sein von der Art Walter Buchs, die einsam wachsen und stille reifen und ihr Bekenntnis zu verkünden wissen in tausend Sprachen.

Um den klarsten Ausdruck seines künstlerischen Willens ringt Buch in allen nur denkbaren Techniken, und gewiß hat er noch manchen Schritt zur Meisterschaft zu gehen. Aber sein heiliges Streben und sein großes Können verpflichten uns seiner schlichten Ehrlichkeit. Mag manches auch herb und absichtlich unfreundlich, ja ablehnend gegen jeden Augenblicksgeschmack erscheinen, aus allem strahlt warme Deutsches und starker Gottesglaube.

Solche Werke in ihrer stillen Größe auf uns wirken lassen, das hieße uns zu jenen Deutschen erziehen, von denen in manchem Lied gesungen wird. Es sind nicht die Pfade heller Lustigkeit und amüsanten Kurzweils, die wir zu diesem Ziele zu beschreiten haben. Die Wege aber sind es zu neuer Kraft, zu neuem Erwachen, die Wege

unserer Jugend, die wir als Volk zu früh verlassen haben, die ewig klingenden Wege strahlender Schönheit,

wo die dunklen Wälder stehen,  
wo die Zweige niederhangen  
und die Märchenklänge wehen.

(E. Lange, „Strom aus der Tiefe“)

## Der Lebendige

Von Agnes Miegel

Sie fuhr im Bett auf mit einem jähen Schreck und wildem Herzklopfen — es hatte geklingelt, bestimmt, es hatte geklingelt. Sie wollte die kleine Lampe auf dem Nachttisch anknipfen. Wo war sie nur? Ach richtig, Mine hatte sie ja fortgenommen. Es gab wieder einmal kein Licht bis zum Morgen. Aber da waren die Schwefelhölzer! Das vierte endlich brannte zischend an, und schließlich gelang es ihr, das gläufige und qualmige Licht in dem altmodischen Weinblattleuchter anzustecken. Mine war ja immer ärgerlich, wenn sie die kostbaren Kerzen verbrauchte, aber diese Dunkelheit war zu schrecklich.

Sie war ganz sicher, daß sie nur geträumt hatte. Es blieb still. Das ganze Haus, die stockdunkle Straße, die Stadt schwiegen wie überwältigt von dumpfem Entsetzen. Aus dem Nebenzimmer, hinter der halbangelegten Tür, kamen Minens sachte Atemzüge. Sie schlief jetzt dort in Jngers Stübchen. Es war doch näher dem einzigen geheizten Ofen.

Frau Gertrud lag ganz reglos in den Kissen und atmete tief; sie zitterte aber noch an allen Gliedern und sah nach dem Licht. Es schwelte, flackerte und puffete; der qualmende Docht drohte immer wieder in dem schmelzenden Stearin umzukommen, das dick zu allen Seiten herabtropf.

Sie stocherte vorsichtig mit einem abgebrannten Schwefelholz darin herum; eine kindische Angst vor der Dunkelheit überfiel sie. Bloß Licht sehn! Wenn es auch das leere flache Bett dort drüben zeigte, über dem das verhängte Bild hing, dessen blau seidener Vorhang sich so sonderbar in dem

Gesacker bauchte. Regte sich nicht die Decke? Gleich würde Georgs Stimme kommen: „Mutterchen, mach das Licht aus; es blendet so.“ Immer war er wach gewesen, wenn sie jetzt einmal Licht

machte; er, der früher so unerwecklich schlief. Jedesmal hatte sich ihr Herz gekrampft, wie entsetzlich müde diese Stimme klang, und sie hatte nie recht gewagt hinzusehn, um nicht dieses fahle Gesicht zu sehn, diese überhellen, überwachten guten Augen. „Georg, Väterchen!“ —

Sie krümmte sich in fassungslosem Schmerz, sie biß in die Finger, ins Kopfkissen, um nicht laut aufzuweinen. Und mit einem Schlag war alles wieder da, was die Müdigkeit, der Schreck des Erwachens, der Trost des Lichts ein paar Augenblicke zurückgedängt hatten.

... Wloclawek, die Somme, Péronne, Isle of Man ... — Ihr armer blutloser Mund wiederholte flüsternd die schrecklichen Namen, diese Kal-

varienstationen ihres Herzens, auf denen sich ihre arme Seele hinschleppte.

Und dann kamen die andern Namen, die geliebten, schönen, einzigen Namen: „Kurtchen, Ossi, Inger, Walter.“ —

O, wer sagt, daß Leid abnimmt? Wer hat diesen himmelschreienden Blödsinn gesagt? Immer schlimmer wird es.

Sie richtete sich auf, sie atmete und trank ein paar Schluck aus dem Wasserglas am Bett, hielt das Taschentuch vor den Mund gepreßt, damit Mine sie nur nicht hörte, und versuchte klar zu denken. Irgend etwas, ja aber was? War nicht Eines ganz so schrecklich wie alles andre.



Agnes Miegel

Sie saß aufrecht und runzelte die Stirn vor Nachdenken. ... Isle of Man ... Nebel, Nebel, Wogenbranden, kahler Felsen, eine Baracke. Hunderte von Männern eingesperrt, halbirt von dem jahrelangen Zusammengeschmiedesein, von jahrelanger Langeweile, von dem nutzlosen Reden ... ja und darunter war Walter. Walter lebte noch. Schickte sie nicht Pakete an ihn und Geld? Kam nicht hin und her eine Karte mit seinem Namen? Sehr selten. Er mußte ja den irischen Freunden schreiben, die sich so seiner annahmen. — Walter — komisch; sie hatte ihn doch so lieb gehabt. Der Älteste ist sonst immer der Beste für jede Frau, aber Walter war immer ein bißchen zu kurz gekommen — nicht bloß bei ihr — auch bei Georg. Gewiß, auch bei ihm. Er war so rasch gekommen, sie waren noch so von sich selbst erfüllt gewesen, von dem kleinen Haushalt — und Georg hatte es damals so schwer gehabt, hatte den Kleinen fast nur Abends gesehen, wenn er schon fest schlief.

Kurtchen! — ja, das war ganz anders! Zwei Tage waren sie gerade in der neuen, schönen Wohnung gewesen, als er ankam, — reichlich früh, rücksichtslos, eilig — so wie ers immer blieb. Und mit welchem Geschrei! Mitten in ihren Schmerzen und ihrer Mattigkeit hatte sie lachen müssen über dies furchtbare Gebrüll. „Der hat aber forsche Lungen“ hatte die Hebamme anerkennend gesagt. Ja Kurtchen — er hatte Georg auch den Namen gegeben, mit dem sie ihn bis zuletzt nannte „Väterchen“. Ach er war solch ein Schmeichelesungchen gewesen!

Dann kam der Bau draußen vor der Stadt, der Garten mit all den kleinen jungen Obstbäumen, den winzigen Johannisbeersträuchern. Grad als an dem Kirchbaum hinter der weißen Bank die ersten beiden Kirichen rot wurden, kam Ossi. Mein Gott, wie wurde er ihr schwer mit seinem dicken Kopf. Einen Schopf brachte er gleich mit. „Seine Künstlertolle“, sagte Georg, — und auch gleich die schönen Wimpern, die nachher wie schwarz gesäumt um die ganz hellblauen Augen standen. Solch ein Prachtkerl, und immer vergnügt und immer hatte er was zu tun und so ein süßes Lachen hatte er, jeder mußte mitlachen und man konnte ihn nie klappen, den Dicken!

Walter war flachsbond gewesen, und Kurtchen, der schwarz geborene, wurde dunkelblond. Aber Ossi war hellbraun, genau solch Haar wie sie es hatte, und auch ein bißchen lockig und so ganz fein. — Georg trug immer etwas davon in der Briestasche, zusammen mit ihrem. Er hatte es nicht zeigen wollen, aber sie hatte es doch gesehen.

Da war auch die kleine scheußliche Mohrenphotographie, das allererste Bildchen, das Georg damals Pfingsten am Strand von ihr und den Jungen gemacht hatte: „Trudchen sitzt still, ganz still, noch viel stiller ...“ O wie hatten sie alle vier gelacht, — das sah man noch auf dem Bild mit den aufgerissenen Frostmäulchen der Kinder!

Schsch ... Das Licht ging aus, das Lachen erstickt auf Frau Gertruds Mund. Allein allein, alles vorbei ... Sie kroch unter die Decke; aber nebenan — da atmete doch Inger.

„Ja diesen Weihnachten da bekommt Ihr aber was ganz Besonderes. Nein, das rät keiner, auch die Mutter nicht. Das holt der Weihnachtsmann mit dem Schlitten gang ganz weit her!“ Wie hatte Georgs gutes Gesicht gestrahlt. Und dann am Weihnachtsabend, wie war er gerührt und heiß gewesen in dem umgedrehten Pelz und dem falschen Moosbar, als er das kleine blonde Dingelchen unter den glitzernden Baum schob: „Da ist eine kleine Schwester.“ Ach wie die drei starr waren — drei kleine Bildsäulen in Matrosenblusen. Und Inger hatte das linke Bein vor Verlegenheit vorgezogen und sich ein bißchen mit dem Lackschuhchen an der Wade gekräftigt. Wundersein hatte sie ausgehört in dem gestickten kurzen Kleid mit den nackten Schultern und den langen, silberbellen Ringellocken, diesem nordischhellen Haar ihrer schwedischen Mutter. Und sie, Gertrud, die zuerst die Waise des leichtsinnigen Bruders gar nicht ins Haus nehmen wollte, — die immer behauptet hatte, nie ein fremdes Kind lieben zu können, — schmolz sie nicht vor diesem guten Lächeln, bei diesem zarten schmetterlingsleichten huschenden Fuß, den die Kleine ihr auf einmal mitten in die Hand gab? Inger, süße kleine Inger ... wie der Baum glitzert. Die Sterne drehen sich in dem flirrenden Licht; aber komisch, man hört gar keinen Lauf von den Glöckchen, — es ist alles still, ganz ... ganz ... still ...

„Der junge Herr, der junge Herr!“

Mine ist so rot, als ob sie der Schlag rührt, — ziemlich unmöglich, denn sie ist gar nicht mehr rundlich, sondern spindeldürr. Aber jetzt ist sie ganz außer Atem, wie sie da in dem abgeblendeten Licht der grellen Junisonne vor dem Nähtisch steht. Weinaus hat sie die Zimmerlinde umgeworfen.

Frau Gertrud lehnt sich zurück. Sie hat eine Droschke unten rattern gehört. Droschken sind sehr selten geworden. Aber sie hat nicht hinuntergesehen. Wer sollte auch kommen?

Die feine Serviette mit den hundert zierlichen Stopfen fällt ihr aus der Hand. „Walter“, sagt sie tonlos. Sie hält sich an dem Nähtisch.

„Mutterchen!“ Ja er ist es. Sie liegt an seiner Brust. Mein Gott, wie hängen ihm seine Sachen! — Ist das Walter? Ihr Walter, ihr forscher Ältester, mit dem sie damals in jenem Juni — ja auch Juni — so stolz zu den Verwandten ging. „Na da kommt ja unser junger Lord“ sagte Väterchen. Sie sieht auf, sieht trotz aller Tränen die dünnen Haare, die grauen Haare ihres Jungen, die scharfen Wangenknochen, die Säcke unter den Augen, den fremden unruhigen, harten und leeren Blick.

„Walterchen, Walterchen, was haben sie mit dir gemacht? — Böse Menschen!“

Sie streichelt seinen grauen Kopf, sie küßt seine Augen, pustet ihn an, — ihr Junge, ihr Kindchen, ihr Einziger. Aber plötzlich läßt sie es sein. Dieser Blick ist zu schrecklich. Sie fühlt es ganz deutlich bis ins tiefste Herz — er mag das nicht, er findet sie alt, dumm, kindisch.

Sie setzt sich ganz steif zurecht und sticht mit der dünnen Stopfnadel Muster in das kleine schwarzseidne Nadelkissen vor ihr. „Ja Walterchen, ja da ist Mine — sag man, was willst du zu Mittag haben? Wir haben noch ein paar Weckgläser.“

„Mir ist es ganz gleich. Ja Mine, ist schon gut, — bloß nicht Hand küssen, du weißt ja. — Ist mein Zimmer fertig?“

Gott sei dank, sie hat was zu reden. Auch Mine ist wie erlöst. „Nein, bewahre — das Zimmer ist längst abgegeben an einen Studenten. Auch die andern beiden Zimmer oben.“ — Sie vermeidet die Namen und sieht auf die Sonnenstreifen in der Rollwand. Aber das Schlafzimmer ist für ihn zurechtgemacht. . .

„Euer Zimmer? — Walter sieht groß auf. Zum ersten Mal ist sein Blick ganz fest. „Ja.“ — Sie spielt mit dem Fingerhut. „Du bekommst — du bekommst Väterchens Bett... aber ich habe meins drin stehn lassen. Es stört dich doch nicht?“ . . .

„Mutter!“ Ja, das sind Walters w i r k l i c h e Augen! „Mutter, wo bleibst du?“

Sie versucht zu lachen. „Nebenan — in dem kleinen Zimmer. Es ist wärmer für mich. Mine schläft jetzt neben der Küche.“

„Wo schläft das Stubenmädchen?“

Mine, die immer noch nicht hinausfindet, muß lachen, daß ihr einziger Vorderzahn wackelt. „Der junge Herr! Na, man merkt, daß der lang nicht hier war!“ Und sie stellt sich in Positur:

„Jetzt bin ich Mädchen für alles. Für den Haushalt reicht's noch, dafür führen wir aber auch einen noblen Tisch.“ Sie muß wieder über ihren eignen Witz lachen. „Du mußt ich aber an meine Grude gehn!“

Sie zieht die Tür ungewohnt leise zu. Walter sitzt am Tisch, hat den Kopf aufgestützt und schweigt. Mit der rechten Hand zieht er das Muster auf der Kelimdecke nach. Er trägt den Siegelring, den Georg ihm schenkte, als er nach England ging. So schwarz sieht der Stein aus auf der mageren Hand. Warum redet er nicht? Warum zieht er nicht den Mantel aus? Warum geht er nicht in sein Zimmer? Er ist schlecht rasirt.

Sie hält dies Schweigen nicht mehr aus: „Walter?“ Er blickt auf, ganz zerstreut. „Ja!“ „Bleibst du jetzt hier?“ Sie fragt es ganz leise, schüchtern, ängstlich.

„Nein Mutter.“

Stille. Er sitzt wie vorhin. Sein Zeigefinger zieht die roten Streifen nach. Eine Fliege summt mittagstrunken durch das heiße Zimmer. Stäubchen tanzen in einem hellen Sonnenstreif, der die großen Blätter der Zimmerlinde wie Nephrit durchscheint.

„Willst du nicht in unser — in Väterchens Firma?“

Er sieht sie an, ganz rasch. „Nein.“ Sein Blick irt gleich wieder ab. Dann steht er auf.

„Ich will nach Hamburg.“ Es klingt so schroff, daß er es wohl selbst merkt. Und wie einer, der etwas Auswendiggelerntes sagt, fügt er hinzu: „Sieh mal, da ist Onkel Friß drin, — und sein Schwiegersohn — na, wie heißt der Knabe? — Der ist ja jetzt auch ins Civil gekrochen und wird ja wohl auf die Ehre brennen, am Pult zu sitzen — nee, das ist nichts für mich hier. . .“

Seine Stimme verfliegt, beinah tonlos, als faßt er selbst gar nicht den Sinn seiner Worte.

Plötzlich faßt er sie um und legt den Kopf auf ihre Schulter. Das machte er als Junge, wenn er ein schlechtes Zeugnis brachte.

„Mutter, ich muß schlafen! Setz dich zu mir, Mutz, ans Bett, damit ich einschlafen kann — ich muß schlafen, ich muß. . .“

Nun sitzt sie neben ihm und sieht auf das gelbe zuckende Gesicht auf dem Kissen. Es ist ihr schönster Bezug mit den Filetecken, und er hat ihn sofort umgekehrt, genau wie Georg es immer machte, den diese „bunten“ Kissen auch ärgerten.

Sie hält seine Hand, wie in der Kinderzeit, wenn er Fieber hatte. Er schläft nicht, er denkt nicht ans schlafen. Seine Finger zucken, seine Augenbrauen zucken, und er sieht müde aus, so müde.

„Willst du Himbeerjast?“ Sie strahlt, wie ihr das einfällt. „Eine Flasche muß noch da sein.“

Richtig. Mine hat den Saft gefunden und bringt das große Glas mit dem „W“ voll Limonade. Er trinkt es auch aus. Und er atmet lange den süßen Wildgeruch. „Weißt du noch, Mutter, wenn wir pflücken sollten? Inger und Kurt aßen ihre immer auf.“ Zum ersten Mal lächelt er — ein greisenhaftes, schnell vergangnes Lächeln.

„Was ist oben hinter dem Vorhang?“ Er reckt den Arm, und die dünne blaue Seide fällt auf seine Bettdecke.

„Väterchen!“ Er sieht ganz lange auf die zarte Zeichnung oben, auf dies unendlich traurige, unendlich müde Totengesicht. Er blickt nicht einmal nach der Mutter; aber seine zuckende Hand in der ihren wird ruhig; und dann kommt sein Atem ganz gleichmäßig und leise. Sie hebt sich ein bisschen, wagt aber nicht, seine Hand loszulassen. Ja wahrhaftig, er schläft! Und zum ersten Mal sieht sie, wie sehr er dem Vater gleicht — es ist derselbe starke Schädel, wie ihn auch Kurtchen und Ossi hatten, aber mit der tiefen Haarschnitte, den ein bisschen schrägen Augenwinkeln des Vaters. Sein Kinn ist härter, viel härter — dies tiefe Grübchen drin hatte Inger auch, das ist aus ihrer Familie, — auch die ein bisschen zu kurze und zu stark geschwungne Oberlippe. Aber die Nase mit dem breiten Sattel, der starke Hals — ja das ist wie bei Georg...

Sie blickt jetzt auch nach dem Bild oben. Der Frieden einer andern Welt glättet und veredelt das greife Gesicht ihres Gefährten zu fremder Schönheit. — Dieser liegt vor ihr noch im Schlaf geheßt und gejagt von dem Geschick, das auch sie zerrieben hat. Leise, ganz leise drückt sie die Hand des Sohnes. Dann fallen ihre Augen zu. Sie schläft leicht, so leicht, daß sie Mine herumwirtschaften hört und seine Aftenzüge hört, wie damals, als er im Korbwagen neben ihrem Bett stand. —

Nun ist es Abend. Sie sitzen auf der kleinen Loggia am Schlafzimmer. Ein sanfter, nach Heu duftender Wind streicht über die mageren Petunien in den hohen Kästen; die kleinen Tomatenstauden dazwischen schwanken vor dem lichtflirrenden Abendhimmel.

Walter sieht hinaus. „Hier ist eigentlich noch alles wie damals, — nicht ein neues Haus. Wird hier gar nicht gebaut?“

„Nein, gar nicht.“

„Mutter,“ da ging die Tür, — „wer kam da?“ Das sind Neumanns — ach so, du hast sie noch nicht gesehen; das Ehepaar, das die beiden Vorderzimmer hat; ich mußte sie abgeben.“

Frau Gertrud stichelt schon wieder an ihrer Serviette. Nur nicht den Jungen ansehen.

„Mutter, es wäre doch besser gewesen, ihr hättet damals nicht das Haus verkauft.“

„Ach, Junge, nein, — so ging es noch, — damals. Und es kamen doch keine Fremden herein. Onkel Fritz hängt so daran. Und Tante Grete hält es so schön. Für mich wäre es...“ sie sucht nach Worten, ihre Stimme zittert leicht... „doch viel zu viel Arbeit gewesen. Gerade der Garten.“

„Mutter, hast du Bilder? Ich meine von — von den letzten Jahren. Vater photographierte doch so gut. Und Ossi auch.“

Sie ist aufgestanden und kramt schon an der Kommode im Schlafzimmer. Da in der obersten Schublade zwischen dem Fröbelkasten — blaue und rote Kreuzstiche auf Silberpappe, Ingers erstem Geburtstagsgeschenk, und dem Laubsägekasten für die Handschuhe, den Georg einmal für seine Mutter gearbeitet hatte — liegen sie mit seidnen Bändchen unwickelt, die kleinen dunkelgrünen Pappbändchen, in die Georg so sorgsam die Bildchen klebte, wenn sie Abends zusammen saßen — an den schrecklichen Abenden, wo sie beide so taten, als ob alles wie immer sei — bis sie bei der Abendpatience sich heimlich vor jeder schwarzen Karte entzogen.

Walter liegt im Korbstuhl und sieht auf einmal ganz aufmerksam aus.

„Das ist Ossi?“

„Ja, — auf dem Winterfeldzug. Das hinten ist ein Dorf in Majuren — so sah das damals aus. Ich wußte auch den Namen. Fritz Brunk hat's gemacht, — du weißt ja, Peter Brunks Bruder. Hier sind sie nochmal alle beide. Fritz ist als Flieger verbrannt... Ja, das ist das letzte Bild von Ossi.“

Walter legt die kleine Schaggspeise auf die Balkonbrüstung. Er sieht sie an. Ihr Gesicht ist ganz unbewegt. Wie sie das sagt — so gleichgültig. Aber um ihren Mund ist ein fremder Zug. Er dreht schnell um. Eine ganz schlanke, junge Schwester vor einer beschneiten Hecke. So schwarz umschattete, müde Augen. So dünn — aber etwas in dem Lächeln ist bekannt: „Inger!“

„Ja,“ — die Mutter nickt. Sie sieht das Bild mit einem gleichgültig-höflichen Lächeln an wie einen fremden Besuch. „Nicht wahr, die Tracht lieh ihr gut?“

Er wird unruhig. Bloß einen andern Ton. „Mutter, konnte sie nicht bei euch bleiben?“

Da blickt sie auf, groß und verwundert.

„Ihr braucht sie doch“ —

„Sehr, sehr,“ nickt die Mutter. „Aber halten, — damals halten“ — sie lächelt überlegen und ein ganz klein bißchen fräulich — so wie sie früher lächelte, wenn Kurtchen in seiner raschen Art etwas Vorlautes gesagt hatte — und dann schüttelt sie den Kopf: „Das kannst du nicht verstehn!“ — Sie dreht schnell ein paar Seiten um. „Ach — Schwarz-ort!“ Jetzt ist erganz lebhaft geworden. Die kleine Villa am Wald- rand, wo sie so oft gewohnt haben als Kinder.

„Ja, nicht wahr — das war doch zu schön, daß wir da waren, — das war Väterchens Idee.“

So stolz klingt ihre Stimme. „Sie waren beide auf Urlaub und fuhren beide am selben Tag — Inger und Kurtchen. Sie erlaubten uns nicht, mitzufahren. Kurtchen sagte, das wäre nichts für Väterchen. — Er hatte ganz recht. Er war so überlegt geworden. Wir haben oben gefessen an dem kleinen Fenster, so hatten sie es

gewollt. Väterchen hatte sein Glas, da saßen wir das Schiff. Sie standen beide und winkten; alle freuten sich... sie waren so ein schönes Paar...“

Und dann ist es vorbei. Auf den Tisch gestützt weint die Mutter, das schreckliche, lautlose, verzehrende Weinen dieser Jahre. Aber sie sagt sich bald, greift nach seiner Hand. „Entschuldige Walterchen.“

Er drückt ihre Hand. Sie versucht zu lächeln und blickt ängstlich und dankbar zu ihm auf.

„Wenn man wenigstens die Gräber hätte...“

Er streichelt ihre Hände. Seine Augen sehn auf das letzte Bildchen — das sonnenfunktende Haß. Ganz weit am Horizont die Rauchfahne eines winzigen, weißen Dampfers. Und plötzlich fragt er:

„Mutter hab' ich dir mal von Kathleen geschrieben?“ „Kathleen?“ Sie versucht sich zu erinnern. Was soll der fremde Name, jetzt, gerade jetzt?

Er hilft ihr ganz leise. „Kathleen O'Donnell in The Ropperbeeches, wo ich immer zu week's end war...“

„Ach ja, ja. — Ich vergaß, Walterchen, — deine Freunde, — der alte Herr, der dir so half.“

„Kathleen half mir.“

Jetzt sieht ihn die Mutter an. In den rotgeweinten, hellgrauen Augen ist ein wacher, durchdringender Blick.



Margarete Wessel: „Ritter im Walde“

(siehe Weihnachtsausgabe „Östdeutsche Frauen“)

„Ihr seid verheiratet!“

„Nein, Mutter, — noch nicht. — Verlobt.“

Die Mutter zieht die Hand fort. „Eine Engländerin...“

„Nein. Sie sind Iren. Ein Teil der Verwandtschaft — von ihrer Mutter Seite — ist englisch.“

Die Mutter hat die Hand fortgezogen. Ihr Mund wird ganz dünn.

„Mutter — sie hat zu mir gehalten. All die Jahre. Du weißt nicht, was das meint. Sie schrieb mir. Einmal kam sie und hat mich gesehen. In dem andern Lager. Genau 12 Minuten. — Mutter, Mutter, du weißt nicht was das heißt, gefangen sein...“

„Was konnte dir da schon passieren.“ — —

War das die Mutter? Seine Mutter? Nie hat er ein bittres Wort von ihr gehört. Er steht auf. Sie auch. Zitternd, abgemagert, an allen Gliedern bebend, fahlbleich, starren sie sich über den Tisch an.

Dann fällt er in den Stuhl. Und ganz leise sagt er: „Es gibt Schlimmes als Sterben...“

Sie steht immer noch; ihr ganzer langer, magrer Körper schüttelt sich wie im Fieber. Ihre Hände flattern. „O ja, ja...“

Er zieht sie an sich, sie streichelt mit den flatternden Händen über sein Gesicht, drückt ihren Kopf an den seinen; sie klammern sich aneinander, halten sich fest — nicht mehr zornig, nicht mehr bitter, nicht mehr Sohn und Mutter, — bloß zwei arme, verängstigte, gepeinigte Kinder.

Sie faßt sich zuerst. „Walterchen!“ Sie lächelt sogar ein bisschen. „Ist sie hübsch — deine Kathleen?“ Und sie sieht lange, lange auf das Bildchen, das er ihr zeigt, — das schmale Gesicht mit den großen, hellen Augen und dem schönen, üppigen Mund, — ein fremdes, ein ganz fremdes Gesicht. Dunkle, krause Haare. Nein, nicht wie Inger — g a n z anders. Gott sei dank, ganz anders.

Frau Gertrud steht auf. Sie streichelt sein Haar. Wirklich, es ist grau. „Deine Pseife ist ausgegangen...“ Er sieht immer noch auf Kathleens Bild. Nun dreht er es um. „To my dearest darling...“

„Walterchen, will sie nicht herkommen? Schreibe ihr doch — oder soll ich schreiben?“

„Ach Mutter.“ Er senkt und steckt das Bild fort und schließt die Augen. Nun lächelt er auch. Ja, so sieht einer aus, von dem eine große Last fällt.

Sie bückt sich. Neben dem Tischfuß liegt das kleine grüne Album. Es ist schon schummrig geworden, aber sie erkennt doch noch das kleine Bildchen, das weiße Dampferchen, das helle Wasser, die lange, lange verwehende Rauchfahne...

„Ja mein Gott — natürlich macht es Arbeit — aber wo man es doch so gerne tut, — weißt du, so eine Hochzeit; — eigentlich ist es wunder-voll.“

Tante Grete umtraucht noch einmal die Hufeisen-tafel im großen Saal. Sie hat ein rasend kostbares Kleid mit einer seitwärts gerafften Schleppe aus türkisblauem Spiegelsammet, sie hat ihren ganzen fünf Jahre lang verlegneten Kriegsschmuck an, die Platinkeife, das Perlengehänge, die Spange in dem blendendweißen Haar und sämtliche Ringe an den rosa Sammet-pfählen. Und sie ist, so wie sie da steht und mit zurückgebogenem Kopf all das Silber, all das Kristall, all die goldgeränderten Teller, all die Tischkarten mit den Myrtenkränzen mustert — „Eina, der Stuhl mehr nach rechts, sonst kann Herr Superintendent da nicht vorbei“ — doch nichts weiter als ein runder, hübscher, dicker, von sich und seiner Wichtigkeit begeisterter und sehr liebenswerter Backfisch.

Frau Gertrud lächelt leise. Hinter dem Vorhang nach der Diele klingen Stimmen, Flüßtern, Lachen — ein Wagen rollt draußen durch die Villenstraße.

Tante Grete sendet einen blauen Siegerblick über den ganzen Saal. Eina und ihre vier wunderhübschen Genossinnen in schwarz-weiß flattern an die Tür. „Da kommt schon unser junges Paar,“ sagt Tante Grete. Ihre Stimme zittert. Ein Handschuhknopf rollt wie ein Tränchen über den Türkis-sammet. Sie senkt ein bisschen, strebt nach dem Vorhang, und flüstert noch: „Kathleen ist mir g a n z wie eine Tochter geworden...“

Frau Gertrud hört es nicht mehr. Einen kleinen, einen ganz kleinen Augenblick bleibt sie zurück. Sie stützt sich auf die Lehne des bekränzten Stuhles, auf dem gleich der Bräutigam sitzen wird. Sie sieht über die leere festliche Tafel hinweg. Ihre Blicke streicheln das blanke Parkett. Jeden Stern darin kennt sie. Dort in der Ecke, wo der Weihnachtsbaum immer stand, der lange Krazter, den hat Ossi mit den neuen Schliffschuhen gezogen. Dort am Fenster, der Fehler in der Leiste, den hat Kurtchen mit dem Hammer herausgeklopft... Die helle Winter-

sonne scheint auf die beschneite Brüstung. Da hat Georg das Vogelhäuschen gehabt für die Kinder. Wie Inger jauchzte, wenn die Meisen auf der Walnußschale schaukelten... Inger...

Ja hier, gerade hier an diesem Platz — da sollten Kurtchen sitzen und Inger. O wie schön steht der Kranz in deinem silberblonden Haar; o Rose of may, kind maid dear sister...

„Treulich geführt, ziehet dahin.“ Der Klavierspieler paukt, was der etwas ausgeleierte Bechstein nur hergibt. Durch den bunten Vorhang blickt Gretens aufgeregtes Gesicht. Onkel Fritz stürzt an, überhitzt und abgepannt. „Ja, Trude, ich bitte dich, — wo bleibst du...“

Nun sitzt sie wirklich bei Tisch und lächelt geduldig zu Fritzens etwas abwesenden und nicht grade neuen Wißen. Grete unterhält sich vorzüglich mit dem Superintendenten. Schon sein Titel erhebt sie, sie blickt mit einer beinahe katholischen Ehrfurcht zu ihm auf. „Ach, ich bitte Sie — wo man es so gerne tut. Und es ist doch eigentlich Kurts Vaterhaus — nicht wahr, ein wirklich schöner Raum — ja — und Kathleen (hier hat Grete feuchte Augen, und der Brokatpompadour wird mühsam geöffnet) — Kathleen ist mir in diesen Tagen ans Herz gewachsen wie eine Tochter.“

Frau Gertrud hört Gretens Rede durch all das Stimmengeschwirr und Messer- und Gabelklappern. O Grete! Und ganz deutlich sieht sie Georgs Gesicht, wie er ihr jublinzelt. Er wartete den ganzen Abend auf Gretes Reden. „Grete ist so erquickend“, sagte er dann noch im Bett. „Womit ich nicht sagen will, daß ihre Kinder es nicht sind. Nur nicht so liebenswert; sie haben zu viel von Fritz.“

Frau Gertrud kehrt etwas verwundert in die Wirklichkeit zurück, als der Superintendent ans Glas schlägt. Sie hört kein Wort von seiner fischer sehr guten Rede. Sie hat zu deutlich Georgs Stimme gehört.

Kathleen hat den Kopf erhoben und versucht zu folgen. Hin und her versteht sie wohl schon einen Satz. Ihr schmales Gesicht zeigt das maskenhaft höfliche Lächeln der wohlgezogenen Engländerin. Eine außerordentlich schöne Braut. Die sehr blauen Augen mit den dunklen Wimpern, der sehr rote, sehr üppige Mund mit dem ein bischen bitteren Ausdruck, geben dem Gesicht etwas Gesteigertes und Leidenschaftliches.

Nein, Frau Gertrud liebt solche Gesichter nicht. Auch nicht diese große überstlanke, selbstbewußtgetragne Gestalt. Mittelgroß war Inger, beweglich...

Frau Gertrud versucht ein paar Worte der Rede zu erfassen... Erjaß für Elternhaus, ferne Mutter, — mütterliche Liebe — das gilt Grete... Sie lächelt verbindlich, sie weiß, das wird jetzt von ihr erwartet. Ja armes Kind, es muß bitter sein, so ganz allein im fremden Land, mit der Verwandtschaft verfeindet! Ganz theoretisch empfindet Frau Gertrud Mitleid. Eigentlich ist es romantisch. So um einen Mann... und das ist nun Walter...

Sie starrt in ihr Weinglas, das sie mechanisch hebt. Solche grünen Römer hat sie auch. Offi fränk so gerne daraus...

„Liebe Mutter.“ — „Mother dear...“

In Walters grauen Augen, in den schönen, übergroßen blauen Augen unter dem Schleier ist ein flehender Blick. „Was verlangen sie von mir? denkt die Mutter. Nur keine Umarmung, bloß das nicht... Gott sei dank nein. Anstoßen ist eigentlich sehr hübsch. So festlich und so gar nicht verpflichtend. Nun werden noch so drei, vier Reden steigen, und dann kommt Gretes Sensation, die Schlagsahnenbombe mit gebrannten Mandeln, — und dann der Tischwalzer, — nun, und schließlich, einmal wird ja auch das Brautpaar gehn, — und dann bald, sehr bald wird auch der Wagen vorfahren, der sie und noch einen ganzen Schub alter Damen nach Hause befördern wird.“

Wirklich, der Augenblick kommt. Sie kennt das Zifferblatt an Fritzens englischer Uhr schon beinahe auswendig, so lange hat sie darauf hingestarrt. Nun noch das Bedankgestammel an Grete (Grete schlau lächelnd, ein bischen kichrig, ein bischen verschämt: „grüße die Kinder...“), ja und dann steht sie auf der Treittreppe. — Von drinnen kommt noch Gelächter und ein paar Takte der Peruanerin. Lina stürzt mit Decken voran zur Gittertür. Tante Amanda und Tante Agathe folgen sachte. „Gott ist das glatt, — na Fritz hätte besser streuen lassen sollen — Lina, ich habe falsche Gummischuhe an...“ Lina läßt das Gittertor offen, der Kutscher knurrt und schlägt mit den Händen, die alten Damen halten still in der Lichtinsel vor der Tür. — Frau Gertrud geht ganz langsam allein von ihnen bis zu dem Wagen und sieht den langen Schatten der riesengroß gewordenen Blautannen auf dem mondglühenden Schnee, sieht die Schneekappe auf dem kleinen Brunnen, sieht den Schatten des Gittertors wie ein blaues Flechtwerk auf dem mond hellen Weg. Wie still ist der Garten, wie weiß! Wie dunkel ist es an der Hecke! Sie will hinsch. Sie kann es nicht. Ein tiefes Trauen

überfällt sie. Sie ist dankbar, als die Tanten mit vielem Geschrei ihr nachkommen. Sie huscht sich in die Wagenecke neben Tante Pauline, die da schon ein kleines Nickerchen macht. „Gute Nacht, Lina.“ — Ach wie jung ist Lina — aber wie saß sieht sie im Mondlicht aus! Alles sind Gespenster. Auch die alten Fräuleins neben ihr, die da im Dunkel schnattern, das ganze Menu durchgehn, vergnügt klatschen, schallend lachen. Gespinste auch sie, ungelebte, verstaubte, abseitige Wesen ... ach Leben sehn, fühlen, hören! ...

Der Wagen hält ... „Na Trudchen, du schläfst wohl schon? Wach auf, Trudchen! Hast du auch den Schlüssel, ja? — Kutscher, halten sie noch, bis die Dame aufgeschlossen hat! — So so — na gute Nacht, Trudchen, laß dir alles gut bekommen ...“

Nun steht sie drin, und das Licht brennt wirklich. Aber wie ist es still in dem Treppenslur; o wie schaurig ist es, diese stille, helle, grenzenlos einsame Treppe hinaufzugehn. Es ist wie ein Traum: die Beine kleben wie gelähmt an jeder Stufe. Einsamkeit, Einsamkeit! Wie das seidne Kleid raucht. Was weht hier so kalt, das Fenster ist doch zu. Der Mond liegt drin, aber es ist ganz befohren.

Grad wie sie die Flurtür aufschließt, erlischt das Licht auf der Treppe. Aber im Flur ist's hell. Ob Mine das für sie angeknippt hat, ehe sie schlafen ging? Sicher. Auf dem Herd hört sie das Wasser kochen — Mine hat an sie gedacht.

Sie schlief ab — ach auch Mine ist alt, — ganz alt. Und das schüttelnde Grauen, die Angst, der Ekel, diese kalte Verzweiflung — alles ist wieder da, fällt sie an der Schwelle an wie ein Hund. Leben, nur Leben fühlen. —

Sie geht mechanisch gerade aus und in das kleine Wohnzimmer. Auf dem Nähtisch muß noch das Buch liegen, der kleine Novellenband, den sie gestern ansing.

Sie dreht das Licht an und ist verwundert, aus dem Nebenzimmer einen Lichtspalt schimmern zu sehn. Ach und dort hingeschleudert über die Lehne des kleinen Sofas am Ofen liegt Kathleens weißseidnes Kleid. Die Schuhe liegen unten, eilig abgestreift, einer noch auf der Schwelle ...

Sie bückt sich, sie hebt ihn auf, stellt ihn sorgsam neben den andern. So hübsche Schuhe; so ein hübscher, schmaler, langer Fuß ...

Und plötzlich kommt durch die Mitternachtsstille ein Laut — ein leises, jauchzendes, schluchzend ersticktes Lachen ...

Frau Gertrud sitzt auf dem Sofa neben dem Ofen. Sie streichelt das Kleid, das schöne glän-

zende, reiche weiße Kleid. Wie warm es hier ist; wie still und gemütlich; ach, es ist doch schön, so Nachts aufzustehn; ja und es ist auch richtig, daß sie so prächtig angezogen ist — so recht festlich, wie lange, lange nicht ... Und ganz leise, ersterbend in einem verhauchenden Schrei, zittert noch einmal das Lachen durch die Stille ...

„Nein Grete, wirklich — ich habe keinen Brief aus Hamburg — schon seit vierzehn Tagen nicht. Walter war in Holland, ja, — und Kathleen blieb zu Hause. Sie haben ein neues Mädchen seit dem 1. August und sie wollen zum 1. Oktober eine perfekte Köchin nehmen ... Ob sie's können? — Ach Grete, wenn Walter so etwas macht k a n n er's, — er hat doch auch die Villa mit aller Einrichtung gekauft ... Nein Grete, ich habe keine Großmutterahnungen — wirklich nicht. Walter schreibt nichts von so etwas. Komisch? Ja, er war immer sonderbar.“

Es ist beinahe ein Monolog, den Frau Gertrud da hält, wie sie Tante Grete nach uralter Gewohnheit — noch aus Pensionstagen her — bis an die nächste Ecke begleitet. Grete braucht diese kleine Ovation nach jedem Besuch. Sie ist immer in fliegender Eile, muß immer gleich gehn und bei dieser Abschiedsbegleitung fallen ihr hundert Fragen ein. Außerdem ist es eine Erquickung, sich so im Tageslicht zu überführen, wie jung man blieb gegen die arme Gertrud. Nein wahrhaftig, eigentlich sieht sie in dem ewigen Trauerkleid mit dem weißen Kragen aus wie eine Klosterfrau, die ihre Haube vergessen hat ...

„Na dann also endgültig auf Wiedersehn ... Da kommt meine Bahn ...“

Tante Grete hüpfte in dem kurzen blauen Kostüm wie eine ganz junge Frau aufs Trittbrett. Auf ihrem Seidensitz blinkert die Herbstsonne. Der große Iltiskragen verdeckt beinahe ihr rosa Gesicht, aber sie winkt jugendlich mit den Sammetpatschen.

Frau Gertrud winkt mechanisch zurück. Der Wind weht scharf um ihre Stirn, hebt das immer noch krause seine Haar. So leer ist ihr Kopf, so leer. Der Asphalt der schmalen Vorortstraße glänzt im fahlen Mittagslicht.

An der Haustür stößt sie auf einen Depeschenboten. Für wen der wohl was gebracht hat?

Sie geht langsam. Treppauf. Das wäre auch nicht nötig, daß Mine die Tür zum Flur aufreißt, damit Rosenbaums und Schmidts und Amtsrichters alle ja riechen, daß es bei uns wieder Kohl gibt ...

„Jnä Frau, jnä Frau!!“ — Mine steht oben. — „Nu man rasch, — ein Telegramm aus Hamburg. Der dumme Bengel wollt's mit gar nicht geben.“ —

Sie stürzt hinauf. Ein Telegramm — ach sie hat Depeschen bekommen, schreckliche Depeschen — es ist furchtbar, so einen Papierstreifen zu öffnen.

Mine stellt ihr einen Stuhl hin, mitten auf die Schwelle. „Nu man erst hinsehen — erst setzen — soche, soche — Na aber nu! (nämlich: ich hab all aufgemacht) . . .“

Und dann liest sie es. Mein Gott, wie kann ein Blaustift so etwas Wunderbares schreiben:

Georg, Oswald, Kurt grüßt seine Großmutter.

„Mine, Mine.“ — Nein, Mine ist kein hinreißender Anblick mit der grauen Küchenschürze, in die sie sich außerdem eben schneuzt. Bewahre, sie ist auch gar nicht gemüthlich trotz aller Nührung, sondern bocksteif und plättbrettig und von dem Geruch selbstbewußter Altsungfernsäuerlichkeit und angebrannter Kohlsuppe umwittert — aber es ist doch gut, an ihrem Hals zu hängen und zu weinen, fassungslos zu weinen und immer wieder zu sagen: „Denk dir bloß, denk dir bloß Mine, — ein Jungchen!“ —

„Na, ich wartete all seit vorse Woch' drauf“, sagt Mine und zieht den Stuhl von der Thür fort, die sie leise schließt, denn der Herr Amtsrichter kommt. „So ungefähr dacht ich mir das.“

Sie ist merkwürdig tolerant. Der Kohl ist sowieso angebrannt, da läßt sie sich Zeit für Gefühle. „Jetzt müssen jnä Frau sich hinlegen und ich mach Tee. Recht schönen starken. Und so um Drei gehn jnä Frau zu Tante Grete, — zu Frau Kommerzienrat — und erzählen alles . . .“

Ach wie lange hat sie geschlafen. Es ist halb vier. Sie setzt sich rasch auf, läuft ganz schnell in den Flur, läßt sich von Mine in Hut und Mantel helfen und stürzt davon. Ihr ist so frei, so leicht, — so richtig ausgeschlafen. Sie fühlt aber ganz schnell nach dem Papier auf ihrer Brust.

Herr Rosenbaum kommt eben aus seiner Thür und grüßt etwas verwundert.

Frau Gertrud sieht nicht seine Verwunderung. Sie geht eilig aus dem Haus, besinnt sich ein bißchen, geht gerade aus, bleibt an der Haltestelle stehen, winkt der Bahn, steigt wie schlafwandelnd ein. Sie gibt dem Schaffner ein viel zu hohes Trinkgeld, sieht alle Mitfahrenden lächelnd und abwesend an, bemüht sich vergeblich, die Gegend

zu erkennen, steigt endlich auf gut Glück aus und entdeckt, daß sie am ganz falschen Ende gelandet ist. Sie lächelt ein bißchen schlaun, — nun, so wird Grete es eben später hören. Ja, sie ist nun richtig früher Großmutter als Grete. — Ihr Lächeln ist nicht ganz ohne einen kleinen Triumph. — Großmutter — . . .

Das Lächeln verschwindet, aufgesogen von einem großen Strahlen, das über ihr Gesicht geht. Sie faßt an den Staketenzaun neben sich, — so mächtig erschüttert sie dies Gefühl. Und wie mit überirdisch geschärften Sinnen sieht sie das grün und gelb gefleckte Laub der hübschen kleinen Allee, das gelbe Abendlicht, das wie mit einem Scheinwerfer über Bäume und Hecken glänzt, sieht blinkende Fenster, rote Geranienbündel davor, sieht das junge Mädchen auf der Veranda, die eine Fuchse aufbindet, sieht den Jungen, der auf einem blühenden Rad vorübergleitet, sieht in dem kleinen Garten hinter dem Staketenzaun vor einem Strauch weißer Dahlien eine eingetopfte Nelke mit vier dunkelroten Blüten neben einem kleinen Spankorb mit Tomaten stehen. Wie schön ist all das! Sie atmet tief. Wie köstlich ist diese herbstfelige, tauklare, feuchte, ein bißchen rauchige, nach Acker duftende Abendluft!

Sie wandert weiter, gleichmäßig, mit schwingendem Schritt, leise lächelnd. Den Blick nach Westen gerichtet, nach dem glühenden, wie von goldnem Staub flimmernden Abendhimmel.

Die Häuser bleiben fort, die Gärten weichen zurück. Ein beißender Geruch von schwelendem Kraut zieht über halb abgeerntete Kartoffelfelder und den Opalbusch später Feuerchen. Erste Winterung schimmert grellgrün mit röthlichem Hauch zwischen fahlgrünen Wiesen und dunkelgrünen Rübensfeldern. Violettbrauner Acker, Elberpappelgebüsch an eingezäunten Baustellen, eine flammende Abornallee — alles geht wie Bilder an ihr vorbei. Wo sie wandert, leuchtet das Licht nicht mehr. Von der raschenden Buchenhecke neben ihr weht Abendkälte über den glatten Weg, von dem Feuchtigkeit aufsteigt wie Wasser. Die Sonne ist nicht mehr zu sehn. Hinter den sanften Wipfeln eines Gutsparks strahlt der Abendhimmel in rosigem Glühn. Das Leuchten, schimmernder wie Feuer, leuchtender wie Blumenblätter, verflutet über den türkisen Himmel bis zu den tiefblauen Ufern des Ostens. Zwei wilde Enten, schwarz und zierlich, flattern durch das Licht.

Was ist das für eine seltsame kleine Scheuer, die da in der riesengroßen Koppel steht? Eine

Gärtnererei hier draußen? Wie grellbunt sind die Beete.

Nun erkennt sie es. Durch die junge verfrorne Allee der besenstielbürren Ulmenstämmchen kommen ein paar schwarzverschleierte Frauen. Sie sieht ihnen still nach. Wie traurig die Alte geht. Wie ist es möglich, daß heute jemand traurig ist?

Frau Gertrud bleibt stehen. Sie blickt über den kahlen, riesengroßen neuen Kirchhof, der hier draußen auf seine Bestellung wartet.

Eine umgitterte Grabstelle mit alten Lebensbäumen, Sandsteintafeln, ein Name, ein Spruch — und dann „zum Andenken“ — und drei Namen, drei Daten, drei fremde Ortsnamen, furchtbare Namen von fremdem Klang. —

Wo hat sie das gesehen — hat sie das alles geträumt?

Sie versucht diese Namen nachzusprechen, — sie entgleiten ihr. Sie versucht sich an die geliebten Gesichter zu erinnern — nur eins bleibt schattenhaft wie ein weißer Nebel in dem goldenen Abendlicht — das feure greise Gesicht, das sie ins Totenkissen bettete. Eine tiefe Müdigkeit liegt darüber — aber auch ein großer Friede.

Wo sind die Andern? — Wie sahen sie aus? Zerseht, zerstückelt, verbrannt — ihr Lebet doch in mir! Geliebte Körper, die ich gewaschen und geküßt habe, — zierliche Häupter, an deren zarten Schädeln meine liebkosenden Hände jede zarteste Wölbung kannten, — Augen, in denen mir jedes Aderchen vertraut war — seht mich an. — — —

Nein, die Erinnerung versagt. An nichts, an gar nichts mehr kann sie sich erinnern. Nur einen Augenblick lang huscht es vorbei, blond

wie Lindenblüten. Wie früher, wenn sie am Fenster saß und nähte und Inger mitten im Spiel einmal über die Terrasse lief und ihr zunickte...

Die Tore des Todes sind zugeschlagen für immer. Auch die Schatten der Schatten sind hinabgeglitten.

Aber Leben von ihrem Leben ist hingegangen und hat an die beryllnen Mauern geschlagen. Und das Perlenlor hat sich geöffnet und Leben wiedergegeben.

„Georg, Oswald, Kurt.“

J irgendwo dort im Westen, wo die Sonne, die hier schon untergegangen, noch auf den breiten Strom scheint, schläft er in seinem Körbchen neben Kathleens Bett, (gute Kathleen — keine Fremde mehr) — den ersten Schlaf der Erde, — flaumig, rosig, tierhaft klein, unendlich schutzbedürftig. Ohne Erinnerung, ohne Kenntnis des Leidens. Nicht das gleichmäßige Dröhnen des Krieges im Ohr — nein, erfüllt von dem sanften Muschelbrausen der Ewigkeit, — so ist er wiedergekommen, ihr Fleisch und Blut.

Hierher wird er kommen, durch diese Straßen mit ihr gehn; Gärten werden hier blühen bis an diesen Zaun, um all die Ziegelhäuser, die da so eilig noch vor dem Winter aus den kahlen Wiesen wachsen. An ihrer Hand wird er gehn durch diese Stadt, in die er gehört, diese Heimat, in der er gezeugt ist. Mit großen ernsthaften Augen wird er zu ihr aufsehn mit all den holden Ähnlichkeiten des verwandten Bluts. Nach ihrer Hand wird er greifen mit der kleinen Hand, deren Form, deren Griff ihr so vertraut ist, wird sie mitziehn in das rosige Glühen ihres Abends, der sein Morgen ist, — er, der stärker war als die Toten, er, der Lebendige.

## Das „Triptychon vom Meere“ des Malers Gerhard T. Buchholz\*)

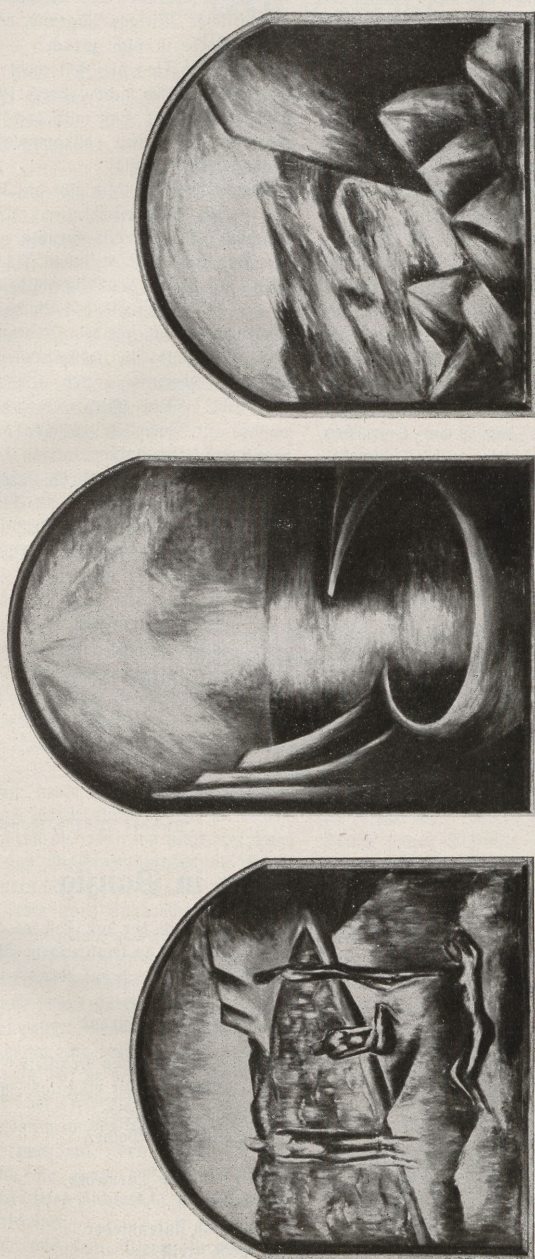
Von Martin Bormann

Das Atelier liegt drei Stockwerke hoch — genau über den Büroräumen jener Bühne, an deren Stätte den Schöpfer der vielfachen Welten, die hier oben entstehen, Wirklichkeit als Theatermaler knüpft —, der östlichen Stadt Nebelluft drängt sich gegen seine hohe Fensterwand, und ein Gebirge von Schornsteinspitzen und Mietshofklüften späht in seine Stille, durch eine Luke zieht feuchter Vormittagsrauch; dennoch kann hier das Außen das Innen nicht übertönen, denn für die kargeren Zeiten seiner Heimat hat der Künstler Licht aus ihrem

Sommer ausgespart, das sich in der winterlichen Umgebung auswirkt als dreiteiliges Altarbild der Natur, als Mittelbild mit zwei Flügelbildern, heißes Meeres- und Sonnentriptychon, das die Nebelschwaden draußen bekämpft und besiegt, überwindet und tötet:

Als Erster hat Gerhard T. Buchholz Form und Begriff des Triptychons mit seinen

\*) In seinem Königsberger Atelier, Koggenhagen Passage 1, hat Gerh. T. Buchholz ein dreiteiliges monumentales Bild „Das Triptychon vom Meer“ aufgestellt, das in der Heimat wie im Reich größte Beachtung finden sollte.



Gerhard F. Buchholz, Königsberg: „Triptychon vom Meere“

ihm verkoppelten Gefühlen aus der individuellen Religiosität kirchlicher Darstellung gelöst und auf das phantheistische Gottschau in der Landschaft übertragen. Selbst wenn man in seinem „Triptychon vom Meere“ die Flügel Landschaften nur als formale Expressionen wertet und ihre Religiosität im engeren Sinne verneint — wie etwa in den Triptychen der Kirche das Mittelbild für uns als das heilige Wunder gilt, und die Flügel nur die reine Historie geben — bleibt unausfüllbar als religiöses Erlebnis die Mittags-Unendlichkeit seines Mittelbildes, dessen Himmel die Ewigkeit im Irdischen will. Dieses Mittelbild gibt das Erlebnis des Meeres an sich, gibt die Glut der Bucht und die Glut der unendlichen Fläche, den Gros antiker, die Agape christlicher Religiosität. Alles Zufällige, Interessante, ist hier ausgemerzt und gebannt, kein Einzelmoment mehr, sondern das Ganze gegeben, die folgerichtige Abstraktion nicht „abstrakt“, sondern sinnlich gebunden. Unter diesem lauten, blühhaften, weißen, schimmernden Licht, über dem Mittelmeerblau dieses Wassers, erwacht Nießliches Mittags-Stimme:

„Wann, Brunnen der Ewigkeit, du heiterer, schauerlicher Mittags-Abgrund, wann trinkst du meine Seele in dich zurück? — Was geschah mir: Horch! Flog die Zeit wohl davon? Falle ich nicht? Ziel ich nicht — horch! in den Brunnen der Ewigkeit? — Laß mich doch! Still! Ward nicht die Welt eben vollkommen? O des goldenen, runden Balls!“

Das linke Seitenbild gibt die Idee der Ruhe, das rechte Bewegtheit; links sind die Linien rhythmisch straff, rechts unruhig, nicht zu messen; die Menschen auf dem linken Flügel, in logischer Folge zum Inhalt des Mittelbildes, sind abstrakt. Das rechte Seitenbild hat Buchholz neuerdings umgearbeitet und mit dem Rhythmus einer nach dem Mittelbild hin aufsteigenden Linie durchsetzt, der demjenigen des linken Seitenbildes entspricht. Den Farben-Grundakkord bildet einmal der Gegensatz zwischen dunkeltem Rostbraun und tiefstem Blau, sodann das schimmernde Weiß der drei Himmel, die jedesmal leuchten; was auf der Photographie im Aufbau noch konstruiert wirkt, verbindet im Original die Farbe zu einem köstlichen und organischen Ganzen.

Immer singt dich mein Blut,  
meine Gedanken erkennen dich.  
Aber ich weiß, nie gehörst du mir an.  
Wenn ich dich denke,  
verklärt sich die Zeit.  
Ich bin voller Glück.  
Wann werde ich sterben?  
Ich bin so tof bereit.

Rudolf Wolff, Danzig

## Auf dem Marienturm in Danzig

Unter dem Turm, unter dem Wind liegt die Stadt.  
Über den Dächern in Sonne zerweht  
Rauch an Türmen vorüber ins Dünenland,  
über Wasser und Schiffe hin,  
hin bis zur niederen blauen Wand See.

Dachsfädel, Rücken an Rücken, Mauergewirr,  
Plätze voll winziger hastender Menschen.  
Und plötzlich der tiefe unmeßbare Fall  
die dunklen Ziegelhohlkanten hinab,  
der von den Gassen, den Plätzen, den Häusern,  
der von allem Da-unten jäh auf ins Auge steigt;  
der heraufklimmt die Fugen des Steins,  
ein Luftgespenst, Windgeist, Tiefenzwang,  
ein unsichtbar packender Raumschreck.

Aber der Blick, der den Fall tat,  
lauflos sinkend an leuchtendem Steinrot,  
lauflos aufschlagend auf ebenem Gassengrund,  
hebt sich wieder,  
hebt sich zum Erdenrand —

und umwandernd den Domstein  
läßt er schwingen die mächtige Scheibe  
von Stadt, Land, See,  
von Sonne und Wolken —

bis in dunklem Turmrohr,  
faßt erloschen,  
er langsam stufennieder  
zur Erde kreist.

Wilhelm von Scholz

# Gerrit Engelke

Von Wilhelm Bolze

Der Name dieses Dichters gehört seit etwa einem Jahre zu den meistgenannten in der modernen Literaturkritik. Das zu Beginn dieses Jahres erfolgte Erscheinen seines nachgelassenen Gedichtbandes „Rhythmus des neuen Europa“ (Verlag von Eugen Diederichs in Jena) und die ausschließliche Tafsache seines Todes als eins der letzten und schwersten Opfer des schöpferischen geistigen Europa im Weltkrieg haben einen Kult und eine Verherrlichung dieses Dichters hervorgerufen, wie wir sie eigentlich nur bei den allergrößten Künstlern der Weltliteratur erlebt haben. Diese überschwengliche Lobpreisung bedeutet in doppeltem Sinne ein Unrecht. Einmal enthält sie eine ungerechtfertigte Herabsetzung alles übrigen zeitgenössischen Schaffens und eine Verzerrung jedes kunstkritischen Maßstabes, und zum andern ist Gerrit Engelke selbst eine viel zu wertvolle künstlerische Persönlichkeit, als daß er zum Gegenstand einer billigen literarischen Sensation herabgewürdigt werden dürfte. Vielmehr ist Engelkes Dichtertum so stark und groß, daß es unbedenklich die schärfste kritische Würdigung verträgt, und gerade durch die objektive Charakterisierung der Grenzen und Unvollkommenheiten seines Gesamtwerkes ist es möglich, die wirkliche Bedeutung des dichterischen Phänomens, das Gerrit Engelke in der Tat darstellt, ins rechte Licht zu rücken.

Es ist müßig, heute Betrachtungen darüber anzustellen, was dieser Dichter noch zu leisten vermocht haben würde, wenn ihn nicht drei Tage vor Abschluß des Waffenstillstandes die Kugel des Kriegsgegners dahingerafft haben würde; ob beispielsweise seine ganz ungewöhnliche Begabung auch universal genug gewesen wäre, um in der dramatischen und erzählenden Dichtung gleich gewaltige Leistungen zu vollbringen, wie sie uns im Nachlaßbande seiner Lyrik vorliegen. Sicher ist nicht zu viel gesagt, wenn man feststellt, daß mit Gerrit Engelke eine hohe Verheißung ausgelöscht worden ist, ehe sie hat Erfüllung werden dürfen. Aber der Beurteiler hat sich ohne Leidenschaft lediglich an das überkommene Werk zu halten und muß mit lebhafter Trauer feststellen, daß sich die ganze geistige und künstlerische Leistung dieses Dichters in einem einzigen Gedichtband erschöpft.

Ungewöhnlich wie sein Werk ist auch der Werdegang Gerrit Engelkes. Hannover ist seine

Wiege und das werktätige Proletariat die Bevölkerungsschicht, der er entstammt. Das Malerhandwerk sollte sein Brotberuf werden, und die Dürftigkeit seines Alltagslebens zwang dem jungen Lehrling, der durch die Auswanderung seiner Eltern ganz auf sich selbst gestellt war, ein karges, entsetzungsvolles Dasein auf. Schon früh aber trieb ihn ein starker Drang zur Literatur, zum Theater und ganz besonders zur Musik, und frühzeitig reisten auch schon seine ersten dichterischen Versuche, die er in scheuer Zurückhaltung nur einem Freunde seiner Kindheit anvertraute. Mit staunenswerter Beharrlichkeit versenkte er sich tief und mit einem unfehlbaren kritischen Instinkt in die Schätze der Weltliteratur und erarbeitete sich allmählich eine Bibliothek von fast 400 Bänden. Von Homer und Dante und den Klassikern der Neuzeit bis auf die modernsten Autoren hatte er das Wesen der wichtigsten Persönlichkeiten und Strömungen der Weltliteratur völlig in sich aufgenommen.

Im Frühjahr 1914 trat er mit einem Bündel Gedichte vor Richard Dehmel. Der erkannte sofort seine starke dichterische Kraft und Originalität und ermunterte ihn zu weiterem Schaffen, ebnete ihm auch den Weg in die Öffentlichkeit. Dann verschlang ihn der Krieg und hielt ihn vier Jahre lang als einfachen Soldaten im Schützengraben. In den letzten Kriegswinter fällt seine Bekanntschaft mit Heinrich Versch während eines kurzen Genesungsaufenthaltes im Rheinland. Noch einmal kam der verdickerte Strom seiner Dichtung zum Durchbruch, bis er in den ersten Novembertagen 1918 jäh für immer verstopft wurde.

Diese äußeren Daten haben oberflächliche Kritiker verleitet, Gerrit Engelke in die Gattung der Kriegs- oder Arbeiterdichter einzureihen. Selbst wenn sich aber diese schematische Rubrizierung überhaupt für andere Dichter der jüngsten Generation durchführen ließe, so wäre sie bei Engelke ganz verfehlt. Das Erlebnis des Weltkrieges nimmt in seinem Schaffen nur einen ganz geringen Raum ein. Die äußeren Schranken des Soldatendienstes und die Tiefe seiner Veranlagung haben ihm kaum eine so schnelle geistige und künstlerische Bewältigung des Kriegserlebnisses ermöglicht.

Aber auch zu den „Arbeiterdichtern“, denen man vielleicht Versch, Bröger, Bartel, Pehold und andere zählen könnte, gehört Engelke keines-

wegs. An sich ist dieser Begriff ja durchaus irreführend, denn für die ästhetische Würdigung eines echten Künstlers hat seine soziale Stellung nur untergeordneten Wert, und wo sie für die Beurteilung einer literarischen Persönlichkeit wesentlich wird, liegt eben die Bedeutung dieser Persönlichkeit nicht in erster Linie auf künstlerischem Gebiete und haben wir kein reines, vollwertiges Dichtertum vor uns. Natürlich prägt sich im inneren Erlebnis, in Weltanschauung, Stoffwahl usw. jedes echten Künstlers auch seine soziale Stellung aus, und so ist auch die proletarische Herkunft Engelkes in seinem Schaffen unverkennbar. Aber er ist über sie so weit hinausgewachsen, wie mehr als ein halbes Jahrhundert vor ihm der Maurersohn Friedrich Hebbel. Deshalb ist Engelke, wenn man ihn schon einmal nicht als eine ganz einzigartige literarische Erscheinung gelten lassen will, nicht jener Gruppe zuzurechnen, die man als „Arbeiterdichter“ zu bezeichnen sich gewöhnt hat, sondern gehört dank der explosiven Wucht seiner Gestaltung, dem kühnen Höhenfluge seiner Phantasie, seiner dithyrambischen Ekstase und der Tiefe und Weite seiner Gedankenwelt eher zu dem hochintellektuellen Kreise der Bruno Quandt, Joseph Winkler und mancher Expressionisten, wie Alfred Wolfenstein und Curt Corrinth, wenn ihm auch glücklicherweise die Effekthascherei und nervöse Überreiztheit gewisser Jünger des Expressionismus welkenfern ist.

Mit diesem Hinweis dürfte am ehesten die Eigenart von Gerrit Engelkes Dichtertum angedeutet sein. Nicht im Sinne einer gewissen literarischen Moderation unsrer Zeit, deren Originalitätsucht nur künstlerisches Unvermögen verbergen soll, sondern wie der junge Goethe, Hölderlin, Nietzsche ist Engelke Expressionist. Ein kosmischer Zug weht durch seine Dichtung, und die religiöse Inbrunst der Psalmendichter jauchzt und stammelt in ihr. Darin erweist sie eine nahe Verwandtschaft mit der Musik, und der Genius Beethovens, dem Engelke mehrere Dichtungen gewidmet, und den er über alles verehrt hat, drückt auch mit seinem Titanentroße, seiner tragischen Größe und der innigen Frömmigkeit seines Gemüts der Ausdrucksform dieses Dichters ihr Gepräge auf. Der musikalische Gehalt seiner Verse schreit oft geradezu nach der kongenialen Vertonung, und das „Lied der Kohlenbäuer“ erscheint mir beispielsweise als Textunterlage für einen grandiosen Männerchor.

Stofflich enthält Engelkes Dichtung das denkbar zeitgemäße Grundmotiv, das Ringen um

Erlösung aus der materiellen Begrenztheit und Niedrigkeit der Welt und um die geistige, seelische und soziale Höherentwicklung des Menschentums. So ist es wirklich im tiefsten Sinne der „Rhythmus des neuen Europa“, der uns aus diesem Bucho mit orgelhaft dröhnenden Akkorden entgegenklingt. Das Anflitz der Großstadt und die Mechanisierung und Industrialisierung des schöpferischen Geistes, das soziale Elend unsrer Zeit und die seelische Vereinjamung des Menschen sind in packenden Bildern von hämmernder Wucht und Plastik gestaltet. Daneben steht eine Erotik von fortreisender Leidenschaft und Aufrichtigkeit, eine Erotik von leuchtender, flimmernder Farbenpracht, dann wieder eine Naturstimmung von zauberhafter In sich versunkenheit. Als Beispiel für diese wunderbare Ergriffenheit, Keuschheit und Zartheit von Engelkes Empfindungswelt sei hier die nachstehende Probe wiedergegeben.

#### Nachfegen.

Herrlich ist die Nacht erblüht,  
von jedem Blinkktern sprüht  
ein Himmelstropfen —

Die dunkelschwere Schweigekast  
schläft friedlich, tagesast,  
unter Himmelstropfen —

Die ganze Stadt ist überregnet  
vom Licht, das alle Schläfer segnet,  
diese Nacht.

Aus allem inneren Erleben des Dichters tönt immer wieder die Stimme des Weltgeistes, das Säusen des Weltrades, die ungeheure Symphonie der Sphären, der Herzschlag Gottes. Die „göttliche Benommenheit“ ist das Leitmotiv seiner Weltanschauung, das immer wieder durchklingt. Und so gering an Umfang die dichterische Gestaltung seines Kriegserlebnisses ist, so restlos ist in ihr der letzte Sinn dieser Weltkatastrophe erschöpft. Das mögen die folgenden Schlussverse seines letzten großen Gedichtes „An die Soldaten des großen Krieges“ erhärten, das er den Weltvölkern als sein Vermächtnis hinterlassen hat.

Von Front zu Front und Feld zu Feld  
laßt singen uns den Feiertag der neuen Welt!  
Aus aller Brüsten dröhne eine Wehung:  
Der Palm des Friedens, der Versöhnung, der  
Erhebung!

Und das meerrauschende, dampfende Lied,  
das hinreißende, brüderumarmende,  
das wilde und heilig erbarrende  
der tausendfachen Liebe laut um alle Erden!

Daß den Gedichten Engelkes vereinzelt noch der letzte formale Schluß fehlt, bedeutet bei der Selbstverständlichkeit dieser Feststellung ebenso wenig eine Herabsetzung seiner künstlerischen Gesamtleistung, wie die Tatsache, daß er sich noch nicht von den Einflüssen mancher Vorbilder, wie des von ihm besonders verehrten Walt Whitman, freigemacht hat. Umso bewundernswerter ist die hohe Reife, von der die schönsten seiner Dichtungen Zeugnis ablegen. Freie

Rhythmen meistert er mit gleicher Vollendung wie strenge Versmaße, wie etwa in dem Terzinengesange „In Flut und Licht“, und die Musik seiner Wortkunst ist oft geradezu berauschend. Mit echt dichterischer Intuition fühlt er sich in viel behandelte Stoffgebiete der Weltliteratur ein und erweist sich in ihren Neuschöpfungen als ein episch-lyrisches Genie, das die strengsten Vergleiche nicht zu scheuen braucht. Man vernehme nur beispielsweise das herrliche Gedicht

### Eurydike.

Orpheus! Orpheus! zerstrahle die Schatten,  
brich leuchtend zu mir!  
Orpheus! mein Herz will ermatten —  
mein Herz schreie nach dir!  
Orpheus!

Geliebter! Strahlender! die Nacht, die Nacht  
droht; finsternes Wehen!  
Geliebter, ich sinke! ich sinke in Nacht,  
ich kann dich nicht sehen —  
Orpheus?

Geliebter — hörst du mich rufen?  
Die Nacht wühlt mich zu —  
O, ich kann nicht — mehr rufen —  
Orpheus, wo — bist — du?  
Wo — bist — —?

Mit welcher erschütternden Lebendigkeit ist hier der gellende, allmählich verhallende und in Hoffnungslosigkeit erstickte Schrei der dem Tode verfallenen Gattin gestaltet! An diesem Beispiel zeigt sich auch am eindrucklichsten, wie hoch Gerrit Engelke über seine proletarische Herkunft hinausgewachsen ist.

Jäh wie ein glanzüberfluteter Meteor ist Engelke am deutschen Dichterkimmel empor-

gestiegen und zerborsten. Sein einziges Nachlaßwerk läßt ihn als ein Phänomen erscheinen, dessen Größe überhaupt nicht begrifflich zu umschreiben, und dessen Verlust für die deutsche Kunst unermesslich ist. Als Trost bleibt uns jedoch die Hoffnung auf den geistigen Aufstieg aus den Tiefen unsres Volkes, der in Gerrit Engelkes Dichterlaufbahn eine so unerhörte Verwirklichung gefunden hat.

## Aus zwei ostpreussischen Herbsttagen

Von Maria Schade

Vor dem Sorquitter Schlosse steht der grüne Jagdwagen. Als gute Jägerin überzeugt sich die Gräfin von Mirbach, bevor sie einsteigt, ob auch die Büchse und die Patronen in dem Gewehrkasten liegen. Dann greift sie prüfend nach dem Rucksack. Alles ist in Ordnung. Auf dem Bocke wedeln in freudiger Ungeduld die angekoppelten Hunde. Der Diener macht dem Kutscher ein Zeichen: die Pferde ziehen an.

Auf der breiten, sorgsam gehaltenen Gutsstraße bleiben die Leute beim Herannahen des Wagens ehrerbietig stehn. Die Kinder unterbrechen ihr Spiel, verneigen sich tief; fast berühren die Flacksköpfe den Boden.

In der Schmiede blüht das Feuer. Der kräftige, geschwärmte Schmied läßt rasch den Hammer sinken, tritt von dem Pferde zurück, das er ge-

rade beschlägt, zieht die Mähe. Freundlich erwidert die Gräfin jeden Gruß.

In der Spätnachmittagsstunde glänzt die Kirche. In tiefem Frieden liegt das Pfarrhaus unter würdigen alten Bäumen. Vor dem Hospital erheben sich die greisen Weiber von den Bänken.

In Chabrim wird gehalten, um die Hunde frei zu lassen. Mit hellem Gebell springen sie vom Bock.

Der Name des Vorwerks Chabrim ist aus der Umkehrung des Namens Mirbach gebildet. Hier stand ehemals eine heidnische Burg, das ursprüngliche Sorquitten. Auf den Fundamenten dieser Burg errichtete man die jetzt stehenden Gebäude. Bei der Arbeit stieß man auf Armringe, Streikärte, Urnen, Spangen, Fibeln. Reihenweise in nischenartigen Vertiefungen fand

man diese Schätze einer vergangenen Zeit, die in der „Prussia“ zu Königsberg aufbewahrt sind.

Der Tag ist heiß. Der Schatten der Lasker Allee tut wohl. Vom See kommt köstliche Frische.

Anmutig liegen die Häuser der Waldarbeiter. Und dort das Haus des Forstverwalters. Fast verdeckt von prächtigen, alten Bäumen, den Blick auf den See, lehnt es sich an den Wald.

Wir kommen an einem kleinen sauberen Häuschen vorüber.

„Villa Nadelstrub“, erklärt die Gräfin lächelnd und nickt freundlich dem Manne zu, der in seinem Gärtchen hantiert.

Ein fleißiger Schneider hat sich hier zur Ruhe gesetzt. Zwischen Wald und See genießt er die Früchte seiner Arbeit. Um ihn blühen Malven und Nelken; im Stalle grunzen die wohlgenährten Schweine.

Der Wald, der ostpreussische Wald! Wie schlank und hoch die Kiefern stehen! Nicht satt sehen kann sich das Auge an dieser stolzen Pracht. Die Tannen! So üppig, so dicht, daß die Zweige kaum Raum haben voreinander. Und durch das dunkle Grün des Nadelholzes schimmert festlich der weiße Stamm der Birke.

Still ist es. Auf dem braunen Waldboden liegt ein heller Lichtstreif. Ab und zu knickt es unter den Rädern des Wagens — leise.

Kein Wort. Andächtig wird die Seele in diesem grünen Paradiese.

Aufmerksam mustert die Gräfin ihre Umgebung. Die Hand langt nach der Büchse im Gelehrkasten.

„Salt!“

Sie steigt aus. Rasch ist die kräftige Gestalt im Grün verschwunden.

Ich bleibe heute in der Nähe des Wagens: die Erdbeeren in der Eichenhecke haben es mir angetan. Die Erdbeeren...? Nicht einmal streckt sich meine Hand nach den lockenden Früchten aus. Bekannt von dem Zauber, der mich umgibt, muß ich sehen, lauschen...

Der alte Pirschkutscher, der die Gelegenheit benützt, um Brennesseln für seine Schweine zu pflücken, hält es für seine Pflicht, mich zu unterhalten. Diese Leute glauben immer, daß man sich langweile, wenn man äußerlich bewegungslos bleibt. Ausführlich erzählt er mir, wie die Nesseln gebrüht werden müssen, ehe sie in den Trog kommen, wie gut sie für die Mäst sind.

Ein Schuß.

„Das ist die Frau Gräfin.“

Eilig birgt er die gesammelten Schätze in dem Kasten unter dem Bock. Ich bin auch schon auf dem Wagen. Die Hupe tönt. Rasch fahren wir dahin. Die Zweige der Eichen streifen mein Gesicht. Rechts ein Abhang in leuchtendem Grün, zu linker Hand eine Anhöhe, dicht bewachsen mit schwarzen Tannen.

Da steht schon die Gräfin:

„Sie haben mir Glück gebracht. Kommen Sie!“

Wir steigen den Abhang hinab. In dem leuchtenden Grün, ausgestreckt wie zum Schlase, liegt ein Schmaltier. Wie zart die Farben des Felles sind! Fast beneiden könnte man das Wild um dieses Ende, so ohne Leid, ohne Schmerz, eben noch in voller Kraft die Schöne des Waldes genießend, und dann...

Ich trete näher. Auf dem weichen Felle liegt ein Eichenzweig. Ich verstehe. In seinem Empfinden hat die Gräfin die Schutzstelle verdeckt: die Wunde soll mich nicht erschrecken.

Vorsichtig ist der alte Pirschkutscher herangekommen; voll Andacht blickt er auf das erlegte Tier. Still senken auch wir das Haupt.

Leise, leise klingt es in den dunkeln Zweigen: das Singen einer Harfe, die ganz besondere Saiten hat, und die nur die Hand des großen Meisters spielen kann. Tiefer neigen wir uns vor dieser Hand, die auf den höchsten Wipfeln weit über unsern Häuptern ruht und auf dem tieffsten Kraute zu unseren Füßen. — — —

Wer einmal den Fuß in den ostpreussischen Wald gesetzt hat, kann sich nur schwer von ihm trennen. Und schwer wird auch dem Sommer das Scheiden. Schon lange steht der Herbst wartend da, die Farne schimmern gelb und rot, aber im Sorquitter Walde liegt noch die Sommer Sonne.

Tüchtig sind wir herumgepirscht. Nun irrt schon die Dämmerung durch den Forst.

„Sie werden müde sein.“ jagt die Gräfin zu mir. „Ein Stadtkind ist nicht so an Bewegung gewöhnt wie ich. Fahren Sie langsam nach den „Vier Züffierungen“. Auf einem Umwege komme ich auch dorthin.“

„Weidmannsheil!“ rufe ich der im Grün Verschwindenden nach.

„Weidmannsdank!“ tönt es zurück.

Schritt um Schritt gehen die Pferde dahin. So kann ich all das Schöne recht sehen, genießen. Man möchte tausend Augen haben, damit einem nichts von diesem herbstlichen Farbenzauber entgeht.

„Die Frau Gräfin...“

Die Stimme des alten Pirschkutschers weckt mich aus meinen Träumen.

Wirklich da steht sie. Sie winkt:

„Folgen Sie mir! Tuen Sie immer genau das, was ich tue. Still! Kein Wort!“

Wir gehen einen schmalen Waldsteig. Vorsichtig biegt die Gräfin die Zweige der Buchen auseinander. So leise wie möglich bemüht sie sich, aufzutreten. Ich folge ihrem Beispiel.

Sie wendet sich um, macht ein Zeichen. Schnell schlage ich den grünen Kragen meiner Joppe in die Höhe: nun wird das Weiß der Bluse nicht mehr verräterisch schimmern.

Vorsichtig legt sie sich auf den Boden. Ich tue dasselbe. Ein Geräusch schlägt an mein Ohr, ein seltsames, noch nie gehörtes Geräusch... Meine allmählich an das Dunkel sich gewöhnenden Augen sehen...

Die Gräfin betrachtet mich besorgt: sie fürchtet, daß mein Staunen mir einen Ausruf entlockt. Wiederholt legt sie warnend die Hand auf den Mund. Und unwillkürlich presse ich die Lippen fest aufeinander.

Dicht vor uns kämpfen zwei Schauler. Laut schlagen ihre Stangen aneinander. Die roten Glieder blitzen zu uns herüber. Eigenartige Töne dringen an mein Ohr: Ausrufe der wildbewegten Tiere.

Da... Fast wäre mir ein Wort entschlüpft... Dieses Wort hätte den Zauber gebrochen.

Ein Reh durchschaut das Dickicht... Flehend find die braunen großen Augen auf uns gerichtet... Das sanfte Tier bittet für die Kämpfenden... Unsagbar rührend ist dieser Blick...

Jetzt bin ich es, die besorgt auf die Gräfin schaut, auf die Büsche in ihrer Hand... Aber die Gräfin rührt sich nicht, auch sie ist ganz gefesselt von dem Zauber dieses Bildes.

Ich sehe... Ich lausche... Immer wilder wird der Kampf... Immer heftiger schlagen die Stangen aneinander... Zerfetzt liegen die roten Farne am Boden... Blut...? Nicht doch, noch fließt ja kein Blut... Aber jeden Augenblick... Jetzt... jetzt... rennen wohl die Gegner sich die Stangen in den roten Leib... Immer leidenschaftlicher, abgerissener tönen ihre Schreie... Und dicht... Ganz dicht neben diesem wilden Kampfe steht ruhig das sanfte Reh, die lieben Augen immerfort auf uns gerichtet...

Lauflos erhebt sich die Gräfin. Still wie sie gekommen, geht sie zurück. Wir ist's, als könnte ich mich nicht von dieser Stelle fortziehen; mit

Gewalt muß ich mich losreißen... Noch einmal wende ich mich um... Das Reh... Das Reh... Diese Augen... Und die Kämpfer... Wie wird es enden...?

Wir stehen wieder vor unserem Wagen.

„Sie fürchteten wohl, daß ich schießen würde?“ fragt die Gräfin, indem sie ihre Büchse entlädt. Ich fühle, daß ich rot werde.

„Was denken Sie von mir! So schußgerecht auch die Tiere waren, nie werde ich ein Bild zerreißen, das in seinem Kampfe doch so viel Liebe birgt.“

Schweigend fahren wir heimwärts. Meine Gedanken eilen zurück zu den Schaulern, zu dem Reh...

„Sie hätten wohl gerne das Ende abgewartet? — Solch ein Kampf dauert oft sehr lange. Und es ist schon spät. Wir müssen eilen, damit wir pünktlich zum Abendessen kommen. Schramm, schonen Sie nicht so Ihre Braunen!“

Der Kutscher fährt rascher.

Da schimmert das Schloß durch die Bäume. Gastlich blicken uns die erleuchteten Fenster entgegen. Auf der steinernen Vortreppe warten die Diener.

„Ist der Herr Graf schon zu Hause?“

„Der Herr Graf sind eben angekommen.“

In der Halle ist der Tisch gedeckt. Die hohe Lampe mit dem roten Baldachin verbreitet angenehmes, mildes Licht.

Ich eile die Treppe in die Höhe. Toilette wird nach solchen Pirschfahrten nicht gemacht; aber man muß sich doch säubern.

Schon tönt die Glocke: der Ruf zu Tisch.

In die Halle treten Graf und Gräfin, gefolgt von ihren Hunden. Die Gesichter frisch, die Augen leuchtend in Freude und Kraft.

Die Gräfin spricht das Tischgebet. Wir setzen uns nieder. Geräuschlos gehen die Diener hin und her. Hinter dem Stuhle des Grafen steht der hochgewachsene Leibjäger mit den breiten silbernen Treffen an dem grünen Rock. Ab und zu stößt mich einer der Hunde an: eine sanfte Mahnung, mitteilksam zu sein.

Der Graf berichtet von seinen Erlebnissen. Er hat Jagdglück gehabt: ein starker Bock, dem er lange nachgegangen, ist ihm heute zu Schuß gekommen in dem herrlichen Heinrichshöfer Walde mit dem silberklaren Wasser zwischen den dunkeln Tannen.

Ernst blicken die gewaltigen Köpfe der Eiche von den Wänden der Halle auf uns hernieder. Sie scheinen zu laufen.



Kalender Ostmark 1922

Verlag Georg D. W. Callwen, München

## Rudi Hammer: „Bildnis von Maria Lahrs“

(siehe Weihnachtsausgabe „Ostdeutsche Frauen“)

Nach dem Essen gehen wir noch einmal unter die Linden, um von diesem wunderbaren Platze aus auf den See zu blicken.

Schweigend liegt der See da. Über dem Wasser steht jetzt der Mond. Das bleiche Antlitz ist fein gerötet: Freude über das Schöne, auf das es herniederblickt. Dunkel ragt der Ostrow, der eigentliche Park, früher eine Insel, jetzt eine Halbinsel, in das silberglänzende Wasser. Regungslos recken sich seine mächtigen Kiefern, Tannen und Buchen gleich Riesen zum nächtlichen Himmel. Rechts die Eichenallee, die Park

und Ostrow miteinander verbindet. Davor das Schilf, in dem es sonst rauscht. Jetzt schlafen die schlanken hohen Binsen, die Wasserrosen und die Taucher, die im Lichte des Tages sich auf der klaren Flut schaukeln.

Und wieder ist es mir, als höre ich das leise, leise Klingen... Aber der Wald schläft ja jetzt. Doch die Hand, unter der auch die stummen Zweige Sang und Sprache bekommen... Nein, sie ruht nicht. In immer gleicher Liebe waltet sie in dem gesegneten ostpreussischen Walde.

## Kalender Ostmark 1922\*)

Wir geben hier die Einleitung des Herausgebers für den schon im Novemberheft besprochenen Kalender, aus dem wir einige, besonders kennzeichnende Abbildungen bringen, wieder:

„Dieser Kalender ist ein Gruß der abgetrennten Mark ans Mutterland, ein Händereichen räumlich geschiedener Familienmitglieder, die innerlich zusammengehören und es auch äußerlich bleiben wollen. Die ganze Familie kämpft ja einen schweren Kampf, aber der unstrige ist der Kampf der Alleinstehenden und deswegen um so schwerer.

Neben uns als Nachbar ein unruhig wogendes und oft gefährlich brandendes Völkermeer, zwischen uns und der großen Mutter Deutschland der Arm des fremden Volkes, um uns herum und in uns selber überall Sturmzeichen des Unterganges oder des Neuerschaffens — wer kann's unterscheiden! — Da ist es wohl garsten, Fäden herüber und hinüber zu spinnen, alte Beziehungen aufzunehmen und möglichst viel neue zu knüpfen.

So ist dieser Kalender entstanden, der erste in seiner Art und deswegen noch unvollkommen,

aber hoffentlich der erste in einer Reihe von viel besseren. Er wird denen im Reiche willkommen sein, die Altpreußen ihre Heimat oder ihr Jugendland nennen, und wird in ihnen freundliche Erinnerungen wachrufen. Aber auch die anderen Stammesbrüder und -Schwestern, die eine unvollkommene oder sogar falsche Vorstellung von uns und unserem Lande haben, werden aus ihm durch Bild, Wort und Klang erkennen, daß hier viele Schätze an Naturschönheit und Menschentum vorhanden sind, die auch die älteren deutschen Bruderstämme noch bereichern und erstreuen können. Und daß hier viele fleißige Hände und Köpfe schaffen, um die gemeinsame Kultur zu verteidigen, zu vertiefen und zu erhöhen. In dem großen Kampfe des Geistes gegen die Materie wollen wir Leute der Nordostmark mit unsern Brüdern im Reich Schulter an Schulter zusammenstehen für die Menschheit durch unser Deutschtum.“ Robert Budzinski

\*) Die schriftstellerischen Beiträge und die Noten wählte und ordnete Karl Plenzat, Königsberg. Als Herausgeber zeichnet ferner Walter Grosse.

## Bewährung

Von Dr. Ludwig Finkh, Gaienhofen

Wer eine Heimat hat und warm gebettet ist, wird es nicht verstehen. Wer noch nicht gelitten und gebungert hat, an den wende ich mich nicht.

Es gibt fünfhunderttausend Deutsche, die heimatlos sind in Deutschland. Es sind die Flüchtlinge, die Vertriebenen aus dem Baltensland, aus dem Elsaß, aus Posen, Westpreußen, aus dem Saarland, aus allen Grenzgebieten. So weiß sie nicht schon zugrunde gegangen sind, leben sie in Deutschland, verarmt, entrechtet, ohne Arbeit und ungeschützt, staatsrechtlich oft als Ausländer behandelt. Was sind die Leute, Männer und Frauen, auf die wir einst so stolz waren als auf die Pioniere, die Vorkämpfer, die Eckpfeiler unseres Deutschtums! Sie hatten sich schon bewährt; sie waren vom besten Kernholz. Und was ist jetzt mit ihnen?

Ich lasse eine Balthin erzählen; aber es ist kein Einzelfall, es ist typisch. Barbara Behrens, die Lehrerin, war selbst Fabrikmädchen in Triberg und wird es vielleicht wieder werden. Sie sagt:

„Es war ein Mann, dessen Familie in Elend zurückgeblieben war, irgendwo auf einer Station. er war weitergefahren und gegangen von Stadt

zu Stadt, von Dorf zu Dorf. So stand er eines Tages am Büroschalter, wo ich gerade saß, und bat mit herzerreißenden Worten um Arbeit. Und wieder mußte ich eine Absage bringen. Dann fragte er mich, wann der Zug ginge, er wolle fort, nur fort von hier, wo er aus allen Fabriken und Geschäften hinausgestoßen worden sei. Um Geld zu bitten wagte er nicht, aber ich sah es ihm an, daß er fast nichts mehr hatte. Er wird wohl einen Blick von mir aufgefangen haben, denn verlegen griff er in seine Tasche und holte zwei frische Eier hervor. „Die hat mir ein gütiger Bauer geschenkt, der mir auch ein Glas Milch gegeben hat. Die Eier habe ich aufgehoben; vielleicht würden Sie sie mir abkaufen?“ Ein Mensch, der nicht einmal in der Not zu betteln wagte! Ich tat, was nur Schuldigkeit war, und werde seinen dankbaren Blick nie vergessen. So gibt es Tausende hier, die nah am Verhungern sind und doch es vorziehen, als irgendwo zu betteln.“ —

Wer es gut hat, der denke einen Augenblick nach. Es sind heimliche Tränen, die geweint werden. Diesen tapferen Menschen zu helfen, muß köstlich sein. Was ist das für eine Zeit, da

man so viel und so leicht helfen kann! Jetzt scheint mir der Augenblick da, wo sich der Mensch bewähren kann. Ich habe nicht gewußt, daß es so viele feine Menschen bei uns gibt.

Die Flüchtlingsfürsorge des Bundes der deutschen Grenzmarken-Schußverbände, Berlin, Prinzessinnenpalais, nimmt jeden Beitrag an.

## Der sterbende König

Zündet die Kerzen im düsteren Saal!  
Wiegt euch im Walzer, tollt in der Gavotte!  
Denn Blatt und Blüte ward dürr und fahl.

Ach, ihr Schönen, lacht doch im Spotte!  
Laßt eure stolzen Lippen sich röten,  
laßt eure seidenen Schleppeu wehn —  
— ach, ihr Augen, ihr könnt siegen und töten.  
Kavaliers — ihr könnt siegen und untergehn!

Lacht doch, lacht doch, Klarinette und Geigen,  
lacht doch, lacht doch, seid mild, seid toll,  
alles soll lachen — keiner soll schweigen.  
Diener, gießt die kristallinen Schalen voll!

Heut darf kein Fuß einen Takt lang ruhn,  
kein Becher darf ungefrunken sein!  
Tanzt, tanzt, tanzt mit den seidenen Schuhen,  
bis alle Hähne im Lande schreien;  
bis der letzte Wein am Boden vergossen,  
bis eure Augen vom Staube blind,  
bis alle Pagen in Liebe zerfloßen,  
bis alle Herzen gebrochen sind!

Wiegt euch im Takte der Sarabande,  
trinkt des Burgunders purpurnes Rot!  
Tanz! Heut bin ich noch König im Lande —  
— und morgen — — — tot!

Margarete Stahl

## Am Kleinbahnfenster

Von Franz Mahlike

Ich stand an der Kleinbahnhaltestelle und die langhalsige Lokomotive kam singend durch das Wiesengrün gelaufen, wie ein großer Junge, der in die Ferien tollt. Ein einziges Wäglein schaukelte hinterdrein. Das war der Schuljugenforstner. Da kroch ich hinein. Ich saß am Auszug und rollte mit. Da kamen die Goffeswunder der lieben Heimat gegangen.

Es war noch ganz früh. Die Sonne warf rotgoldene Lichtgarben ins blühende Land. Ein weißer Kranz von Anemonen kniete an den Altarstufen des tiefgrünen Bergwaldes. Ein paar struppige Weidenköpfe bespiegelten sich in dem schiffspeerumstarrten Feldweiser.

Aus den grünen und goldenen Felderrauten stiegen frühlindernde Raketten.

Dann kam eine schwarze Tannenmauer. Damit es nicht so dunkel sein soll, hatte der liebe Gott dort ein paar Königskerzen angezündet, weit ins Land leuchtende Goldlichter.

Mein Herz hat sich von allem etwas mitgenommen. Nun bin ich in meiner stillen Arbeitsstube und freue mich meines Reichums.

Wenn ihr auch so glücklich reich sein wollt wie ich, dann müßt ihr nicht „in die Welt“ wollen. Eure Heimat ist die Wiege aller Schönheit.

Geht in eure Wälder, oder setzt euch in eine Kleinbahn. Ihr werdet unvermerkt in das Bergwerk eures deutschen Herzens kommen. Und da liegen Goldadern, die euch die Feinde nicht stehlen können.

## Lönslied

Ein Lied weint durch den Wald.  
Im Morgengraße lag ein Tau.  
Von Sternen war die Nacht so blau.  
Blutrot vom jungen Tag.  
Blutrot vom jungen Tag.

Ein Lied weint durch den Wald.  
Im Morgengraße ein Jägermann —  
rot küßt sein Mund den grünen Tann.  
Weißblau dabei der Tod.  
Weißblau dabei der Tod.

Ein Lied weint durch den Wald.  
Spätsommerfäden spann der Tag.  
Im Graße tot ein Jäger lag.  
Des Leides sei geklagt.  
Des Leides sei geklagt.

Paul Hiesgen

# Rundschau

## Eindrücke im Osten

Von Walter von Molo

Im Frühjahr 1921, auf Anregung Carl Langes hin, fuhr ich nach Ostpreußen zu Vorlesungen. Ich sprach in Elbing und sah die nimmer rastende Tätigkeit der Industriestadt, ich sah die Schätze der dortigen Stadtbibliothek, ich fuhr durch das machtvoll starke Landschaftsbild, von dem wir nicht Ostdeutschen so erschreckend wenig wissen, noch klangen in mir die Erlebnisse der Seele im „Korridor“ nach, noch sah ich vor mir die vernichteten Flugzeuge bei Schneidemühl — ich war bitter und schmerzlich bewegt, da kam ich nach Allenstein; ich lernte den Regierungsrat Dr. Marks kennen, den Mann, dem wir für seine Arbeit für den Osten, in der Abstimmungszeit, Unendliches zu danken haben — ich atmete auf: ich fand den Geist der Ordensritter von einst in den ostdeutschen Heimatdienern, ich fand ein prachtvoll eingewachsenes Gesehlecht, das nicht viel redet, das handelt, Erzählungen des Vergangenen, Entschlossenheit gegenüber dem Zukünftigen, das Ordensschloß, der wundervolle Buchenwald schon blau besternt im Grunde, abends die Kopernikus-Gesellschaft — hohen Herzschlages voll kam ich in Königsberg an. Eine mächtige, unheimlich starke Stadt, die mich in der Kraft ihrer Urgewalt erst bedrückte, dann der Abend im Goethe-Verein, dann eine nächtliche Wanderung mit dem herrlichen Menschen Dr. Ludwig Goldstein durch Königsberg: das klostige Ordensschloß (tausend Erinnerungen an die Gestalten meiner Trilogie), Kants Grabkapelle, das Skelett des Ordensritters im Dom mit dem lateinischen, wohl selbstgewählten Grabspruche: „Nun war genug des Raufens“, das Wasser, die Börse daran, die Kant Weltgedanken gab, der Choral vom nächtlichen Turm — dazu ein prachtvoll brausender Sturm, der die Riesenschatten gigantisch in der Nacht bewegte — E. T. A. Hoffmann Gesichte — ich liebe Königsberg! Dann ging's nach Insterburg, ein moderner Künstler echterer Prägung, Architekt Hans Scharoun, voll stufender Innengesichte, der Vortrag, am nächsten Tage ein Ausflug mit dem lieben Ehepaar Scharoun in ein litauisches Dorf, Gesang, Tanz und diese vertiefende Landschaft — unvergänglich; im Zuge Lektüre eines vorbildlich klugen Aufsatzes von Winnig in seiner Wochenschrift „Morgen“, ja Ostpreußen, dir gehört das Morgen! In Memel, die französische Trikolore über der Stadt, die großen Erinnerungen an die Luisenzeit, das Denkmal Simon Dachs, die Nebrung, der Goethe-Bund, Zusammensein mit herrlichen Menschen und dann das Persönliche: auf dem Kirchturm in Memel, unter blauem Himmel, über der Frühjahrslandschaft, die See, das Hoff vor Augen, Friedrichs Zita-

delle zu Füßen, stieg entlastendes Lachen in mir auf, wer doch immer auf so einem Kirchturm über den vergänglichen Dingen und Bedrückungen stehen könnte, der hätte das Lachen und damit den Sieg: mein Lustspiel „Till Laufebums“ entstand in diesen Augenblicken auf dem Memeler Kirchturm — Wochen später in Oberösterreich und Steiermark schrieb ich es nieder, die Erlebnisse Ostpreußens, den befreienden Ausblick nach dem Osten vom Memeler Kirchturm im Herzen. Ich bin nun für immer dem Osten verbunden. Unvergänglich diese Landschaft, unvergänglich diese Menschen, von denen ich ja nur einige nennen kann.

Drei Dinge als Resultat: der Osten kann nur verstanden werden, hat man ihn erlebt — ihn von Berlin „regieren“ zu wollen, ist schädlicher Irrsinn.

Es ist die Pflicht aller nicht Ostdeutschen, denen am ganzen Deutschland liegt, den Osten kennen zu lernen, geistige Fäden zwischen ihm und uns zu knüpfen und fester zu spinnen — es gibt keine bessere, beglückendere Zuhörererschaft als die Ostpreußen, Memel nie dabei vergessen!

Ich danke dem Osten neue Kraft, Lebensfreude und ein Werk, das bald zum ganzen Deutschland sprechen wird — ich grüße dich, Osten, dich altes Kulturland, das nie Kultur mit Zivilisation verwechselte, im Osten lebt noch Friedrichs Geist.

Gefegnetes Land, liebe Menschen, die Landschaft der Marienburg, ich grüße Euch von ganzem Herzen. Ihr seid mir Süddeutchem Seelenheimat geworden, ja, es gibt noch ein Preußen, es gibt noch ein Deutschland, von Euch kommt wieder das Licht herein.

Ich will für Euch werben!

## Deutscher Heimatbund, Danzig

### 1. Deutschkundliche Woche.

[7.] Aus dem Wunsche heraus, der Heimat durch Verbreitung der Wissenschaft über sie zu dienen, entspringt der Plan, eine deutschkundliche Woche zu veranstalten. Der Ausschuß für Volks- und Heimatkunde unter Prof. Dr. Loebner übernahm die Vorbereitung. Und da sein Vorsitzender auch gleichzeitig Leiter der Deutschkundlichen Gesellschaft ist, so trat diese Gesellschaft mit auf den Plan. Die Vorbereitung der ganzen Veranstaltung lag in den Händen von Prof. Dr. Loebner, der Studenträte Klinkoff und Dr. Arno Schmidt, sowie des Unterzeichneten. Bei der Kürze der Vorbereitungszeit (4 Monate) mußte schnelle Arbeit geleistet und manches, was erwünscht gewesen wäre, zurückgestellt werden. Erst drei Wochen vor Beginn stand die Vortragsfolge endgültig fest.

Am 4. Oktober 1921, abends 8 Uhr, begann die Woche mit einem Vortrag von Geheimrat Prof. Dr. Matkhaei, dem Vorsitzenden unseres Bundes, über den „deutschen Gedanken in Altdanzigs Wandenkmalern“. Er ließ zunächst die kunstgeschichtliche Entwicklung der Stadt am Ohe der Zuhörer vorüberziehen, erläuterte dann an zahlreichen Zeichnungen die Entwicklung der Kirchenbauten und Bürgerhäuser und ergänzte seine Ausführungen durch Lichtbilder. Der Vertiefung diente dann seine Führung durch den gewaltigen Hallenbau unserer Marienkirche am 5. Oktober, nachmittags 3 1/2 Uhr.

Dieser 5. Oktober brachte den eigentlichen Beginn des Lehrgangs. Früh 8 1/2 Uhr begrüßte Senator Dr. Strunk die über Erwartungen große Zahl der Teilnehmer. Er dankte der Technischen Hochschule für ihre Gastsfreundschaft, den Vortragenden und Mitarbeitern für die freudige Arbeit zu dem Gelingen des Ganzen. Die große Bedeutung der Deutschkunde für unser Volkes Zukunft hob er hervor und erinnerte an Jahns Wort, daß der Hochaltar unser Volkes im Tempel der Häuslichkeit stehe.

Dann folgten die beiden grundlegenden Vorträge. Über „Deutschkunde als Grundlage der Erziehung“ sprach Hochschulprofessor Dr. Reuschel-Dresden. Nachdem er die Notwendigkeit einer vaterländischen Einstellung für die Erziehung als das Wichtigste erwiesen hatte, unter suchte er die Frage, inwieweit Deutschkunde diesen Zweck zu erfüllen vermag. Die junge deutschkundliche Bewegung, erst kurz vor dem Kriege geboren, hat sich sehr schnell durchgesetzt. Selbst die anfänglich widerstrebenden Gymnasien gehen heute mit den deutschkundlichen Bestrebungen mit. Der klassische Riß zwischen Bildung und Unbildung in unserm Volk wird sich schließen, wenn ihre Bestrebungen sich erst ganz durchgesetzt haben. Die deutschkundlichen Fächer: Deutsch, Erdkunde, Geschichte, Religion müßten Hauptfächer aller Schularten werden. Daß eine Überhebung über andres Volkstum dadurch hervorgerufen werden könnte, lasse sich nicht befürchten. Denn die deutsche Volksart, die Fremdsucht, wirke als Gegengewicht. Auswirken könne sich die Deutschkunde aber erst, wenn auf allen Stufen mehr Deutschstunden auftreten. Bisher ist Deutsch auf den meisten höhern Lehranstalten nur das Aschenbrödel. Die fremden Sprachen dürften nur Mittel zu dem Zweck sein, deutsches Wesen deutlich herauszuarbeiten. Verständlicher wäre es, wenn statt Deutschkunde „Volkskunde“ gesagt würde. Denn die Sprache und ihre Erscheinungen, Übersetzungskunst, das Kinderpiel und -Lieb, Volkskaufspiel, Zauberspruch, Märchen, Musik, Redekunst, die Wörter und die Sachkunde, all das ist Gegenstand der Deutschkunde. Sie muß die deutsche Erziehung durchdringen.

Die Stellung der „Deutschkunde in der Schulreform“ beleuchtete Oberstudiendirektor Dr. Lensau-Berlin. Er zeigte zunächst die üble Lage des deutschen Unterrichts an den höheren Schulen. Je weiter nach oben, um so schwächer

werde er. Auch der Lehrplan passe sich diesem Schattendasein an: Kulturbilder kenne er nur für die fremden Sprachen, nicht für das Deutsche. Inskünftig habe man für den Unterricht Entwicklungsreihen und Kulturgeschichte zu verlangen, wozu von unten auf der Grund zu legen sei. Die Lesebücher bedürften der Einstellung darauf. Als unnötiger Ballast aus ihnen zu entfernen seien die wissenschaftlichen Abhandlungen, wofür sie nicht streng den deutschkundlichen Forderungen entsprechen. Nur künstlerisch Wertvolles soll hier Aufnahme finden. Vor allem müsse man Raum für die Deutschkunde schaffen. Mehr als 30 Wochenstunden sollten verboten sein. Dafür müßte zu selbständiger Arbeit angeleitet werden. Von der deutschen Oberschule erwarte man mit Recht viel. Aber der Segen hängt davon ab, daß alle Anstalten sich der Deutschkunde annehmen. Und das ginge nur, wenn die Lehrerbildung entsprechend eingestellt sei. Hier ist zuerst einzuleiten.

Am der Aussprache, die einzelne vortragene Gedanken aufgriff und vertiefte, beteiligten sich Prof. Dr. Loebner, Oberstudien direktor Runge, Studienrat Dr. Arno Schmidt, Dr. Carlstenn und die beiden Vortragenden.

Der 6. Oktober begann mit einem Vortrag des Archivars Dr. Rejser über „Stadtgeschichte und Deutschkunde“. Als Reichschulmann wies er die Notwendigkeit geschichtlicher Einzelkenntnisse auf, sobald es um die Heimat geht — wenn es sich allgemein auch weniger um Kenntnisse als um Erkenntnis handle —. Das Gefühl, von der Vergangenheit abhängig zu sein, vermag die Menschen zusammenzuführen. Es muß darum geweckt werden. Die Einzelkenntnisse bewahren uns davor, jeder Geschichtslüge, die oft genug dreist aufgestellt wird, zum Opfer zu fallen. Und das sei besonders hier nötig, wo das Deutschtum in Abwehrschlacht gegen die Polen steht. Um beides zu erreichen, müssen zusammenarbeiten: Presse, Vereine, Schulen und Volkshochschule. Wichtig sei eine Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung.

Studienrat Dr. Arno Schmidt zeigte an „Danziger Sagen“, wie die Zeit Wandlungen vornimmt, die Berichte verändert und auf andre Dinge überträgt. Die Aufgabe des Gelehrten liege darin, der ursprünglichen Form nachzugehen.

In herzerquickender Weise plauderte Elisabeth Lemke-Berlin, die Altmeisterin unser Heimatkunde, über „Volkskundliches aus Ost- und Westpreußen“. Von Tod und Jerm, vom Freien, Namensuntercheidungen, Verlobungsfestentuch, vom Küssen, Hochzeiten, Testamentmachen, Kinderwiegen, Schulleben, Essen und Trinken, vom Glauben an Teufel, Geister und Welsuntergang hörten wir durch sie wie aus dem Munde der Leute, die es Elisabeth Lemke selbst erzählt hatten.

Am Nachmittag vereinigten sich die Teilnehmer im Danziger Stadttheater, um Mar Salbes „Strom“ zu genießen. Die Aufführung war außerordentlich packend, und die Zuschauer empfanden selbst die schwere Wucht der Lüge, die auf der ganzen Familie vernichtend lastete.

Unsere besten Schauspielkräfte Dora Ottenburg, Carl Brückel, Lothar Bähring, Ferdinand Neuerf, Artur Umand verhalfen dem Werk zu ergreifender Wirkung.

Der 7. Oktober war mit Vorträgen über Einzelforschungen angefüllt. Rektor Gehrke berichtete über den bisherigen Stand der „Flurnamen“-sammlung im Gebiet der Freien Stadt Danzig und zeigte an zahlreichen Beispielen den Zusammenhang zwischen Ortslichkeit, Siedler, Lössen auf dem Grundstück und dem Namen selbst. Der Vortrag liegt gedruckt vor in der „Danziger Schulzeitung“ 1921, Nr. 39–42.

Museumskustos Dr. La Baume beabsichtigte über „Vorgeschichtliche Hausaltertümer“ zu sprechen. Eine Museumsführung am Nachmittag diente der Vertiefung. Da aber die Zahl der Teilnehmer außerordentlich groß war, die Museumsräume indes nur beschränkt sind, so befürchtete er, daß die Teilnehmer nicht genügend sehen würden. Er betrachtete daher im Lichtbild die bedeutendsten vorgeschichtlichen Funde der alten Provinz Westpreußen. Die Führungen fanden um 12, 3 und 4 Uhr statt.

Der Unterzeichnete zeigte dann, wie die genaue Kenntnis der Bedeutung unserer „Straßennamen“ den Unterricht in der verschiedensten Richtung zu beleben vermag. Geschichte, Kulturgeschichte, Sprachkunde erhalten Schlaglichter, wenn die Straßennamen zur rechten Zeit herangezogen werden. Ihnen, die wie abgegriffene Münzen gedankenlos gebraucht werden, Leben einzubringen, damit das lebende Geschlecht unter ihrem Namen sich etwas denke, müsse all denen Pflicht sein, die Heimatbewußtsein wecken wollen.

Den Reigen am 8. Oktober eröffnete Prof. Dr. Loebner mit seinem Vortrag über „Deutschkunde und Dichtung“. In einem Überblick über die deutsche Literatur wies er nach, was an Werten für die Deutschkunde darin stecke. Sage und Märchen, Volkslied, Kinderlied und -spiel, Lyrik, Epik und schließlich das Drama wurden in dieser Richtung gewertet. Nichts dürfte für sich behandelt werden, der Weltanschauung habe alles zu dienen; Anleitung sei zu geben, damit die Spreu vom Weizen zu trennen gelernt werde. Bewußte Pflege deutscher Volkskunst werde das deutsche Volk erneuern helfen.

Lehrer Kraski sprach über „Die Sammlung des mundartlichen Sprachschates“. Er erläuterte näher die Unterschiede der sieben verschiedenen Danziger Mundarten und ihr Vorkommen, gab dann Sprachproben und Anregungen, die Sprachschätze zu sammeln, wobei er des neuen Ostpreußischen Wörterbuchs gedachte, an dem seit Jahren Prof. Dr. Ziesemer in Königsberg arbeitet.

Museumsassistent Abramowski führte in Lichtbildern eine große Zahl heimischer Hausaltertümer vor: Schränke, Vasenfässer, Tische, Läden, Öfen, Krüge, Teller, Wasserbecken, Stühle, Blaker und Pokale. Alles meist heimische Arbeiten. Zwei Führungen durch das Stadtmuseum fanden am Nachmittag statt.

„Wie unsere Vorfahren sich auf dem Lande heimlich einrichteten“ schilderte Baurat Bernhard Schmid-Marienburg. Wie das Bauernhaus und seine Innengliederung sich allmählich entwickelte, wurde durch Zeichnungen und Lichtbilder gezeigt. Von den beiden deutschen Hauptarten, dem sächsischen und fränkischen Haus, hat das letzte fast allein bei uns Eingang gefunden. Es bietet Gelegenheit, klein anzufangen und dann weiterzubauen, ist also für Kolonisten besonders geeignet. Vom breiten Mittelflur gelangt man einerseits in die große Stube mit den beiden Kammern, andererseits in den Stall oder — bei Wohlhabenheit — in den Altenteil, die Sommerstube. Sehr häufig begegnen wir der Vorlaube am Giebel oder über dem Eingang. Vorläut ist die Verwertung des Fachwerks zu besondern Schmuckformen. Nahe Städte wirken allerdings auch auf den Landhausbau ein, der dann gern Dufendformen annimmt.

Als Vorbereitung auf den Ausflug nach der Marienburg am Sonntag, den 9. Oktober, brachte Geheimrat Prof. Dr. Matthei am 8. Oktober abends einen Vortrag über „Die Marienburg, ein Denkmal deutschen Geistes“. Aus der Geschichte der Burg erstand allmählich das ganze Bauwerk: Das Konventsbaus mit seiner Vorburg genügt nicht mehr den Anforderungen, als der Landesfürst, der Hochmeister des deutschen Ordens, dort seinen ständigen Wohnsitz nahm. Das Hochschloß wurde ausgebaut, die Vorburg erweitert zur Wohnung des Hochmeisters, einiger Großgebieter und der Gasse, und eine neue Vorburg erstand nördlich davon. Kurz vor der Tannenberger Schlacht (1410) war das ganze Werk vollendet durch den rheinischen Baumeister Claus Fellenstein. Die Aufgaben und ihre Lösung führten Zeichnungen des Vortragenden und Lichtbilder vor Augen. Ein kurzer Überblick über das spätere Schicksal der Burg endete dann bei dem unerträglichen Wirken Steinbrechts um die Wiedererrichtung der alten Herrlichkeit.

Die Zahl der Teilnehmer am Lehrgang war so groß, daß kein Hörsaal unserer Technischen Hochschule sie aufzunehmen vermochte und alle Veranstaltungen in der Aula stattfinden mußten. An Gesamtteilnehmern waren allein 247 eingetragen; von ihnen stammten 40 aus dem Gebiet der Freien Stadt ohne Danzig, 21 aus dem Reich westlich des Korridors, 6 aus Ostpreußen und 1 aus dem alten Westpreußen (Pommern).

Besonders erfreut waren die Teilnehmer über die deutschkundliche Bücherausstellung. Lehrer Mahlau hat sich um ihr Zustandekommen besonders verdient gemacht. Da sie mit der Aula auf gleichem Flur lag, so konnte sie in allen Pausen in Ruhe besichtigt werden.

In dankenswerter Weise gewährten die Dampfergesellschaften: Norddeutscher Lloyd, Zedler-Elbing und van Niesen-Danzig Fahrtbegünstigungen, wie auch alle Lehrgangsteilnehmer am Studentenmittagsrath der Hochschule mitessen konnten.

Der Verlauf kann als befriedigend angesehen werden. Dr. Carstenn, Schriftführer

## Fanny Lewald

### Von Agnes Harder

(Fortsetzung)

Fanny Lewald war dreißig Jahre, als sie sich selbständig in Berlin einrichtete, weil sie sich in dem kleinen Durchgangszimmer, das sie bisher in der Fremdenpension einer Verwandten bewohnt hatte, zu unbehalich fühlte. Sie hatte mit sehr beschränkten Mitteln zu rechnen, und die beiden Zimmer am Hausvoasplatz, die sie in einem düsteren Hause gemietet hatte, mußten nach ihrer Schilderung wenig anmutend gewesen sein. Aber ihr Freiheitsdrang ließ sie alle Unnehmlichkeit des Vaterhauses vergessen. Ihr ältester Bruder, der sich zu dieser Zeit gleichfalls schwer durch die Anfänge einer juristischen Laufbahn kämpfte, war der einzige, der sie ein wenig unterstützte. Sie machte rasch genug die Erfahrung, daß dem, der nichts vom andern will, auch wirklich nichts gegeben wird. Ja, daß niemand auf den Gedanken zu kommen schien, daß auch ein tapferes Herz seine wehen Stunden habe. Da sie sich auch selbst bediente und natürlich allein ausging, während ihr ihr Vater bei ihrem letzten Berliner Aufenthalt einen Diener gehalten hatte, der sie auf Schritt und Tritt begleitete, so hatte sie sich nur gegen die Fragen ihrer Freunde zu wehren, wie eine solche Selbständigkeit für ein unverheiratetes Mädchen möglich sei, und ob sie auch Herrenbesuche empfangen. Fanny Lewald mußte auch das bestehen. Sie konnte sogar von einem überfall Verthold Auerbachs erzählen, der eines Abends spät, noch nach neun Uhr, bei regnerischem Wetter bei ihr einfiel, weil er sich vorgenommen hatte, an diesem Tage „die Lewald“ kennen zu lernen, und bis zu dieser Stunde immer verhindert worden war, und den ihr Bruder, der zufällig bei ihr war, zuerst gar nicht einlassen wollte. So hatte sie vom ersten Tage ihrer Selbständigkeit an Geleichenheit, gegen diese törichte Erziehung der Töchter zu kämpfen, für die sie so oft den drassigsten Ausdruck findet, die in dem „keuschen Dunkel der Häuslichkeit“ ein Dämmerdasein führen sollen, bis es einem Mann gefällt, die Sorge des Vaters für sie auf die eigenen Schultern zu nehmen, und von denen das Leben doch, so wie es ihnen den Ernährer nimmt, dieselben harten Notwendigkeiten verlangt wie von dem Manne.

Tapfer geht die junge Schriftstellerin in Berlin ihren Weg, und sie macht die wunderbare Bemerkung, daß sie wirklich wieder jung geworden ist. Die bitteren zehn Jahre des innerlichen Kampfes verschwinden, eine große Lebens- und Liebeszuversicht erfüllt ihr Herz. Das Leben erscheint ihr schöner mit jedem Tage. Ist sie, der sich alle Häuser, alle Herzen öffnen, dieselbe, die als älteste von sechs Töchtern daheim verblühte und zurückstand? Mit Varnhagen, der verstorbenen Rachel Gatten, den sie auf ihrer ersten Reise aus jugendlicher Scheu nicht aufgesucht hatte, obgleich ihre Mutter eine Schwester seines Schwagers war, und sie eine rechte Cousine von Ludmilla Ussing, wurde sie nun

bekannt, später durch Stahr nahe befreundet. Sie konnte daran denken, eine weitere Reise zu machen, und schwankte lange zwischen Paris und Rom. Aber schon fesselten sie in Berlin tausend Fäden, die zu zerreißen ihr schwer wurde. Dort verklangen die letzten Töne der großen romantischen Harfe. Dort lebte als alte Frau Henriette Herz. Dort lernte sie an dem Teetisch von Luise Mühlbach, der Gattin Theodor Mundts, jene Theresie Bachrach, Gushkows Freundin, kennen, die später auch ihre Bekanntschaft mit dem Großherzog Carl Alexander von Weimar vermittelte. Vierzig Jahre währte ihre Freundschaft mit dem Fürsten. Nie vergaß der Großherzog, seine Freundin aufzusuchen, wenn er nach Berlin kam, zum letzten Male geschah es wenige Monate vor ihrem Tode in ihrer Wohnung in der Bendlerstraße, wo sie mit einer alten Köchin und einer ebenso alten Kammerjungfer allein lebte. Die Briefe des Großherzogs (Verlag Pötel, Herausgeber Günther Jansen) geben Fanny Lewalds Bild wie im Spiegel wieder und sind ein schönes Denkmal für sie und für den, der sie schrieb, und der seine Seele nicht leicht enthüllte. Zwei Sterne stehen an ihrem gemeinsamen Lebenshimmel: Goethe und Rom. Im Jahre 1845 trat sie ihre italienische Reise an. Sie machte sie mit einem älteren Fräulein aus einfachen Kreisen, das durch einen Bruder, der Maler war, sich zur Kunst gezogen fühlte, denn ihr Vater wünschte nicht, daß sie allein reise, und noch immer fürste sie sich ihm.

Aber der ersten Italienreise steht der Name Adolf Stahr, steht die Erfüllung ihres Lebens. Sie war in Rom ganz in das internationale Gesellschaftstreiben geraten, in einen Kreis von Berühmtheiten, wie sie die ewige Stadt immer an sich fesselt, und dieser Kreis, zu dem Adèle Schopenhauer und Ottilie von Goethe gehörten, hatte sie als völlig gleichwertig aufgenommen, als Stahr sie kennen lernte. Er war damals Professor an einem Gymnasium in Oldenburg und hatte eines Halsleidens wegen ein Jahr Urlaub bekommen. Die Fama hat mit dieser ersten Begegnung der beiden Menschen, die im letzten Sinne für einander geschaffen waren, gespielt. Sie hat die Romantik noch überbieten wollen und erzählt, daß sich beide im Vatikan vor dem Eros getroffen und in einem langen Anschauen gleich Wagnerischen Gestalten zueinander bekannt haben. In Wirklichkeit sind sie sich ihrer Neigung erst nach monatelangem intimem Umgang bewußt geworden, der Stahr fast täglich in Fanny Lewalds Wohnung führte, wo sie immer eine kleine Zwischenmahlzeit für ihn bereit hielt, da ihr alles Hausmütterliche lag und sie sich auf Krankenpflege gut verstand. Hatte sie doch zehn Jahre ihre an Halschwindficht leidende Mutter gepflegt und konnte den Freund, der dasselbe Leiden fürchtete, gleich zu Beginn ihrer Bekanntschaft über die Harmlosigkeit seines Zustandes beruhigen. Am Dreikönigsfest, als sie nach römischer Sitte, beim Essen des Bohnenkuchens die Bohne bekommen und nun als „befana“ auf ihrem Throne saß und soviel Geschenke zu verteilen hatte, daß sie schließlich die roten

Camellen aus den schwarzen Haaren zu Hilfe nehmen mußte, war ihr Stolz noch nicht mehr, als der gute Freund, der eine Frau und fünf Kinder daheim im Norden hatte, und zu ihrem Erstaunen von der einen in demselben Ton sprach, wie von den andern. Die Entwicklung der großen, einzigen Liebe zwischen diesen beiden Menschen schildert Fanny in einem Buche ihrer Lebenserinnerungen, das sie „das Buch Abols“ genannt hat. Sie machte es ihrem Gatten nach eifriger Ehe zum Weihnachtsgeschenk, und er bat beständig um seine Veröffentlichung, weil er den Frühling und die Ehrfurcht ihrer Herzen von niemand anderm als von ihr der Nachwelt übergeben haben wollte. Sie konnte sich dazu nicht entschließen, denn wie in allem war sie auch hier die Wahrfähigkeit selbst gewesen, und so blieben die Papiere für den Familiennachlaß, in dem sie sich noch befinden. Nur ein kleiner Teil ist in den deutschen Monatsheften veröffentlicht worden.

Wenn das Schicksal große Naturen zwingt, das Sittengesetz zu brechen, so ist hier wie nirgends sonst der Ausgang das Gokkesurteil. Und die Ehe dieser beiden Menschen, ob sie nun jahrelang Gewissenshe war, oder sich später nach Stahrs Scheidung in den einfachen bürgerlichen Formen weiter bewerte, war in den einunddreißig Jahren ihres Bestehens der Beweis für ihr inneres Recht. Der eine fand im andern lehrte und höchste Ergänzung, und wenn Fanny Lewald so oft für die Selbständigkeit der Frauen kämpft, so verweist sie mit einem gewissen Stolz immer auf sich, wenn sie sagt, daß auch die unabhängige Frau, und sie noch mit ganz anderm Recht, daß auch die Künstlerin mit Erfolgen freudig und dankbar dem Mann in sein Haus folgen wird, den sie sich a u s L i e b e erkürt, und daß sie ihm vielleicht viel tiefer verpflichtet sein wird als die Hausochter, die den Versorger suchte und an dem innerlich ungewollten Mann durch äußere Ansprüche und Nichtachtung seines Arbeitslebens eine kleinliche Rache für unerfüllte Träume nimmt. Fanny Lewald hat an ihren Stiefkindern, die zum Teil in ihrem Hause erzogen wurden, getan, was in ihren Kräften stand und die schöne Familienliebe bekräftigt, die ihr köstliches Stammeerbe war. Sie und Stahr, die beide als freie Schriftsteller lebten, gelangten durch ihren unermüdbaren Fleiß in behagliche, ja für damalige Verhältnisse reiche Lebensumstände. Sie gehörten noch jener Generation an, in der ein Vermögen sich schon dadurch vermehrte, daß es nicht unnütz ausgegeben wurde. Dabei lebten sie in reger Geselligkeit, machten weite Reisen, an die Fanny Lewald gewöhnt war, gingen noch öfters nach Italien, nahmen einen langen Studienaufenthalt in Frankreich und in England, lebten viel in der Schweiz. Als Stahr im Jahre 1876 in Wiesbaden starb, konnte sie das Goethesche Wort über das Manuskript des „Buches Abols“ schreiben: Alles aaben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz:  
alle Freuden, die unendlichen,  
alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Und so hat sie wohl das Glück ihrer schwer erkämpften Ehe auch empfunden.

Wenn Abessebende zumeilen fanden, daß die gegenseitige Bewunderung der beiden Gatten füreinander etwas zu groß sei, so fehlte ihnen eben in dem eigenen Kinde der holde Auslaß ihrer Liebe. Und jeder sah ja auch mit Recht in dem andern Bewundernswertes. Stahr war in einem großen bedeutenden Freundeskreis sehr geachtet, durch seine Schriften bekannt, und als George Sand starb, sagte er mit berechtigtem Stolz zu Freunden: „heut ist doch wohl Fanny Lewald die erste lebende Schriftstellerin.“

In der Tat könnte es interessieren, die drei Frauen zu vergleichen, die damals in Frankreich, England und Deutschland die ersten Schriftstellerinnen waren: die George Sand, die Lewald und die Eliot, und die ihr Liebesleben alle drei aus den bürgerlichen Bahnen geschleudert hatte. Fanny Lewald fand sich ganz von selbst in sie zurück; ihr Charakter war stärker als die Vorurteile ihrer Umgebung und siegte über sie.

Raum hat eine Schriftstellerin zu ihren Lebzeiten so ins Breite gewirkt. Es war die Vielseitigkeit ihres Schaffens, die ihren Namen überall hingetragen hatte. Im Jahre 1863 waren die „Opferbriefe für die Frau“ erschienen, die sie ganz besonders den deutschen Arbeiter- und Handwerkervereinen widmete, damit diese für ihre Töchter dasselbe erwirkten, was sie ihren Söhnen von jeher gegeben. Die unqualifizierte Arbeit der Frau, die eigentlich nur Gelegenheitsarbeit ist, qualte Frau Lewald. Auf solche Briefe meldeten sich Tausende bei ihr. Und als sie später im Jahre 1868 und 1869 vierzehn Briefe „Für und Wider die Frauen“ in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlichte, trat sie durch dieselben fast mit dem ganzen gebildeten Deutschland in Verbindung. Ungefähr als Lina Morgenstern die Berliner Volksküchen einrichtete, eine Idee, die Fanny Lewald immer am Herzen gelegen hatte, weniaßens für kleinere und unbemittelte Familien, für die sie das Einküchenhaus, wie wir es jetzt nennen würden, als die einzig richtige Art der Beköstigung ansah, wohnte sie als einzige Frau der Eröffnung des ersten Anstalts für obdachlose Frauen bei, das an der Ecke der Dorotheenstraße in einer alten Artilleriewerkstatt errichtet wurde. Um dieselbe Zeit wurde auch das Viktoria-Museum in Gegenwart der damaligen Kronprinzessin Viktoria eröffnet. Fanny Lewald erkennt seinen hohen Zweck vollständig, kehrt aber doch immer wieder dazu zurück, daß es weniger an privaten Anstalten zur Ausbildung in höheren Fähigkeiten fehlt, als an der Grundlage: „Wir brauchen Schulen, Realschulen für die Frauen wie für die Männer, und wenn diese richtig besucht werden, auch Gymnasien für Frauen. Nicht ein Komitee von wohlwollenden und gebildeten Männern kann hier mit seinem Protektorate und seinem guten Willen helfen, sondern die Städte und der Staat, dem wir Frauen von jedem Taler, den wir selbständig erwerben, in ganz gleichem Maße wie die Männer unsere Steuer zahlen müssen, sind uns diese Bildungsanstalten schuldig.“ —

Es war ganz selbstverständlich, daß für sie schon der Besuch der Universität für Frauen feststand und daß sie schließlich bei dem Frauenstimmrecht anlangte.

Sie starb im Jahre 1889 auf einer Reise in Dresden und ist neben Adolf Stahr auf dem evangelischen Friedhof in Wiesbaden beigesetzt.

## Königsberger Brief

Von Alfred Hein

(Fortsetzung)

Das musikalische Leben Königsbergs erfährt durch Wiedereröffnung der Oper dank der aufopfernden finanziellen und tatkräftigen Unterstützung der Herren Meyrowitz und Dumont du Voitel neuen Aufschwung. Das Ensemble stellt eine Reihe stimmlich hochbegabter Künstlerinnen und Künstler heraus, sodaß fast jede Aufführung bis jetzt einen vollen Genuß bietet. Die künstlerische Leitung hat wieder Direktor Herzer. Als ganz gelungene Aufführungen seien genannt „Lannhäuser“ und „Bocaccio“ (hier feierte die lyrische Sopranistin Frieda Meyer Triumphe) und „Ein Maskenball“, „Tosca“, vor allem aber auch „Tristan und Isolde“ mit Eva v. d. Osten-Dresden als Isolde und Dr. Ernst Kunwald, dem tüchtigen vielgeleiteten Sinfonie-dirigenten, als Gast-dirigenten.

Drei Dankefeste, alle von nicht übermäßigem Eindruck (hätte man sich lieber zu einer großen Feier zusammengetan!) fanden im Goethebund, in der Universität und im Neuen Schauspielhaus statt. Diese letzte gewann insofern einige Bedeutung, als Dr. Daffner-Königsberg, der 1. Vorsitzende der deutschen Danke-Gesellschaft, die eindrucksvolle Gedankrede hielt.

Vom Schauspiel ist diesmal wenig zu berichten. Die Volksbühne müht sich schlecht und recht (wenn auch mit anerkennenswerter Anstrengung, das Letzte angesichts der bescheidenen Kräfte zu leisten) um übliche Klassikerabende und meist überflüssige Schwankvorstellungen. Vielleicht sind die Aufführungen von Romain Rollands „Die Zeit wird kommen“ und der „Wallenstein-Trilogie mit Robert Müller erwähnenswert.

Am überflüssigsten dagegen war wohl Kasimir Edschmids „Kean“; Edschmid hat aus dem Theaterreißer einen Kintoppreißer gemacht. Ganz verdienstlich, aber schließlich auch nichts als Pflicht: Gerhart Hauptmann und Max Halbe zu spielen.

Die Kammerbühne, das „Neue Schauspielhaus“, brachte Richard Rosenheims bedeutsame Inszenierung des „Fiesco“ und Wilhelm von Scholzens vielumstrittenen, für jeden Nichtokkultisten wohl ermüdend wirkendes Schauspiel „Der Wettlauf mit dem Schaffen“. Diese beiden bis Mitte November einzigen literarisch wertvollen Vorstellungen verschwanden nach der dritten oder vierten Wiederholung, um „Serienchwänken“ und allenfalls einem Oscar-Wilde-Theaterstück Platz zu machen. Das erste eindruckliche Zeichen, wie das Sinken der Geldvaluta den Kulturvalutasturz nach sich zieht.

Nur die Tanzabende sind überfüllt. Unvergeßlich bleibt der Russe Irail Gadesco, den man in dem Exklus der Tanzabende der Tanzschule von Wanda Alderjahn zu sehen bekam. Frisch und natürlich ist Roman Johansson, nur niedlich und schick im allgemeinen das Pech-Kainer-Ballett; dagegen bietet große Volkskunst das russische Ballett Jarisjah. In der Oper tanzt übrigens dann und wann mit beachtenswerter Grazie und Leichtigkeit die hübsche, schlanke Eugenia Nikolajewna.

Je schwerer die Zeit, desto leichter die Kunst. Im Kino schafft der erste herübergekommene amerikanische „Großfilm“ überfüllte Häuser, in den Kabarettz verneigen sich allabendlich Anita Berber und Rada Rada ohne Windestrich. Aber mit dem Windestrich zum Herzen des Volkes... das heute so etwas bezahlen kann. Es sind noch viele Vielzuviele!

Je schwerer die Zeit, desto leichter die Kunst. In den Straßenbahnen sah ich seit langem niemanden mehr, in ein Gedichtbuch vertieft, sitzen; „Der Junggeselle“ ist „reizvollerer“ Lesestoff.

Und in diese verödete, verblödete Welt schneite eines Tages der Kärntner Max Kraß herein und sang mit heller Stimme urwüchsige Lieder seiner Heimat zur Laute. Es gibt noch eine deutsche Volksseele...

## Buchbesprechungen

„Ein Bächerdsch ist wie ein geistiger Baum, der Bestand hat und seine köstlichen Früchte spendet von Jahr zu Jahr, von Geschlecht zu Geschlecht.“ Carlisle

Die deutsche Lyrik in ihrer geschichtlichen Entwicklung von Herder bis zur Gegenwart von Emil Ermatinger. Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1921. In 2 Bänden. (VI + 444; 311 S.)

Gescheitheit ist viel. Aber Wahrhaftigkeit ist mehr. Aber Mangel an gescheiterten Bäckern bei uns kann man sich heute kaum beklagen. An der Wahrhaftigkeit freilich fragen nur zu viele davon

nicht eben schwer. Unter Wahrhaftigkeit verstehe ich den gerechten Ausdruck ehrlicher Überzeugung. Noch vor fünfzig Jahren war dem anders. Man denke an Treitschke, Gerwinus, de Lagarde, Hehn, Hettner. Mit Mißmut legt man oft namentlich neue literarisch-historische Werke aus der Hand: sie sind um der Worte willen gemacht, und die Worte sind so leichtsinnig gefunden. Geistreichelei bläht sie auf, Schmutz steht für Gehäßigkeit. Nicht minder unerquicklich sind die geistlosen Arbeiten bewährter Sitzfleischgelehrsamkeit, wenn sie sich vom Stoff zu erheben

wähnen in lendenlahmen Phrasenschwung. Man prüfe daraufhin die üblichen Handbücher! — In Ermätfingers wunderbarem Werke mag man welchen Abchnitt immer aufschlagen: gründliches Wissen eint sich mit anmutigster Darstellung, und jedes Urteil ist sicherer, klarer Ausdruck genau des Gemeinten. Ein Verusener, ein unbefangener und tief empfindender, mit unbeirrbarem Feingefühl begnadeter, ein auf das Reinste und Reifste künstlerischer Geist hat hier eine verehrungswürdige Tat geleistet: es ist in unmittelbarer Gegenwart der Garten der deutschen Lyrik aus seinem ureigenen Wesen errichtet und zur Schau gestellt; Gras, Blumen und Bäume leben ihr duftendes Leben. Wir haben solcher meisterlichen Bücher wenige.

Richard v. Schaukal

**Wilhelm Scharrelmann: Die erste Gemeinde.** Quelle u. Neyer-Leipzig 1921.

Der Inhalt des Buches? Gesehnisse innerhalb der ersten Gemeinde Christi in Jerusalem, Damaskus usw.; biblische Episoden aus dem Leben der ersten Heiligen und ihrer Verfolger, die mit und nach Christus lebten. Warum für diesen bekannten Stoff bei der Fülle der Neuerscheinungen ein neues Buch? Weil uns der Verfasser auf Grund seiner großen Gestaltungskraft und absoluten Beherrschung sprachlicher Urform jene altbekannte Handlung in unsere Zeit transponiert und ihre Träger mit so menschlich-heutigen Gedankenläufen und Empfindungen ausstatten, daß wir als Zeitgenossen des zwanzigsten Jahrhunderts diesen Dingen mit Verständnis und wachsender Sammlung folgen können, ohne unserem modernen Empfinden Gewalt antun zu müssen! Die Form, in der uns Sch. die Gestalten eines Paulus, Markus oder einer Maria nahe zu führen weiß, ist von so großem Rhythmus und so überwältigender Kraft, daß sie Spötter schweigen heißt.

Ohne jene, die am Fundamente des Christentums bauen, ihres Nimbus entblößt zu sehen, erblicken sie frei von Exaltation und Ekstase als Menschen unseres Fleisches und Blutes vor uns und ziehen unsere Blicke weit zu sich hinauf. Mit tiefem religiösem Empfinden und vollem Verständnis für Kraft und Höhe seines Entwurfes schuf uns der Verfasser hier Menschen, die nicht aus Veräuschung oder Verückung heraus an ihre Jahrtausende überdauernden Werke herangehen, sondern aus Erkenntnis und Verinnerlichung der sie treffenden Erlebnisse das Fazit ziehen, das ihnen den Weg weist, die Lehre Christi durch Wort, Schrift oder Tat zu handeln.

Sprachlich, sowohl im Dialog wie in der darstellenden Erzählung, paßt der Verfasser sich der Diktion an, die dieser Stoff einzig und allein verträgt, der biblischen, doch stets so, daß er nie eckförmig ins Pastorale oder Neuzeltliche verfällt. So liegt dies Buch vor uns als ein Kapitel des neuen Testaments zu Händen des modernen Lesers. Daß ihm der Verlag auch eine sich dem Inhalt des Buches harmonisch anpassende äußere

Form und Ausstattung gegeben hat, erhöht seinen Wert und wird bei dem verhältnismäßig kleinen Preise von 28 Mk. bald viele Freunde finden, die es mit vollem Recht verdient.

Dr. Fr i e d r i c h O m a n k o w s k i

### Verlag Walter Seifert und Wir Verlag

Wie ist es nur möglich, daß bei der noch immer steigenden Papierknappheit eine nicht abnehmende Anzahl neuer Gedichtbücher gedruckt werden, von denen nur so Wenige uns wirkliche Bereicherung sind. Was gut gemeint und sicher ehrlich empfunden ist, hat doch noch lange keine Berechtigung, den Weg in die Öffentlichkeit zu wagen. Und was für erschreckende Proben finden sich oft in diesen Bänden! Es wird diesen „Dichtern“ Niemand verwehren, für sich zu eigener und vielleicht noch der Familie Freude Gedichte zu „schreiben“, aber die Mitwelt sollte von diesen Erzeugnissen verschont bleiben.

Wie ein Trunk aus frischer Quelle ist es dem ermüdeten Wanderer, wenn er unter der Flut von Gedichtbüchern Keime und Knospen sich erschließender Schönheit findet. Da ist Hans Franke, der in dem noch jungen und doch so erfreulich vorwärtsweisenden Verlag Walter Seifert-Heilbronn einen Gedichtband „Meine Welt“ und ein Drama in drei Akten „Opfer“ herausgab, die sich beide durch geistigen Gehalt und erfreuliche dichterische Entwicklungsmöglichkeiten auszeichnen. Sein Naturempfinden ist stark und seine seelische Vertiefung in die Dinge des Alls und ihre Zusammenhänge sind echte Erlebnisse eines Dichters. Das Buch ist prächtig ausgestattet, die Zeichnungen Franz Gaudecks sind wertvoll.

Der noch junge Wir Verlag (Dr. Kurt Bock, Berlin W.W. 87) hat unter vielen Neuerscheinungen Paul Richard Hensels „Gespäche zur Nacht“, Offenbarungen, herausgegeben. Diese Zweisprache zwischen Mann und Weib greift, im Ausdruck oft noch etwas hart, in die Tiefe der Menschenseele. In gleicher Ausstattung erschien Erich Wörs „Das nächtliche Golgatha“ — drei Spiele vorm blauen Vorhang (Preis 20 Mk.), Gedanken voll Tiefe und Schönheit, Bilder voll Kraft und Klarheit. Auch hier ist Hoffnung, Zukunft und Erfüllung. Erich Wörs ist jetzt Mitherausgeber der Zweimonatsschrift „Romantik“. Von seiner Arbeit und seinem Wirken berichten wir später.

Im gleichen Verlag erschienen Legenden und Palmen von Franz Alfons Gayda „Stern-Nacht im All“. (Preis 8 Mk.) Manches erinnert an Cäsar Flaischlen und Storm. Sehnsucht, die in rhythmisch beschwingter Prosa zum Ausdruck kommt, Liebe, die aus Ehrfurcht und Verehrung geboren, Glück, das aus wahren Menschentum gläubig und dankbar empfangen wird; der weitere Weg Gaydas wird zeigen, ob der von reinem Willen beseelte Mann im Lebenskampf das Werk adelt und meistert.

Carl Lange

**Der deutsche Gedanke.** Rapp, der deutsche Gedanke, seine Entwicklung im politischen und geistlichen Leben seit dem 18. Jahrhundert. Verlag Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig, 1920. 22,50 Mk., 373 Seiten.

Der Tübinger Geschichtsprofessor Adolf Rapp betont in seinem empfehlenswerten Werke mit Recht, daß wir den nationalen Gedanken in der Richtung auf alle Lebensgebiete, nicht allein auf die große Politik, zu suchen haben, da das Werden des deutschen nationalen Staates immer verknüpft war mit dem Kampf um deutsches Wesen. Da Rapp dem Politischen den Vorrang zuspricht, nimmt es den größeren Raum ein, namentlich von der Zeit der Einigungskriege an, ohne daß das Wirken des deutschen Geistes zu sehr in den Hintergrund gedrängt wird, wodurch sich das Buch vorteilhaft von ähnlichen Schriften, z. B. von Bassenge, unterscheidet. Doch ist nicht zu verkennen, daß die politische Einstellung den Verfasser in einigen Stellen dazu geführt hat, Personen und Bewegungen, die für den deutschen Gedanken von Bedeutung sind, nur politisch anstatt auch geistesgeschichtlich zu werten: Ich verweise nur auf die abbrechende Beurteilung, die der Politiker Friedrich Raumann erfährt, dessen echte deutsche Art niemand in Zweifel ziehen kann, der ihn und sein Wirken gekannt hat, und dessen bedeutender Einfluß auf das geistige deutsche Leben offenbar ist.

Wir haben bisher keine zusammenfassende Darstellung des Gegenstandes und dürfen Rapp dafür dankbar sein, daß er mit weitem Blick und tiefem Gefühl die verwickelten Zusammenhänge zwischen staatlichem Werden und seelischer Entwicklung untersucht und im ganzen glücklich dargestellt hat, und möchten dem Wunsch Ausdruck geben, daß auch die Zeit vor dem 18. Jahrhundert in ähnlicher Weise erforscht werden möchte, da in ihr die Vorstufe unseres nationalen Bewußtseins, das nationale Gefühl, sich ausgebildet hat. Hermann Strunk

**Eberhard Fromein: Das Haus am bunten Fluß.** Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Berlin, Leipzig. Pr. geb. 20 Mk.

Das Fehlen einer klar herausgearbeiteten, einheitlichen und leitenden Idee gibt dem Buche einen merkwürdig zersplitterten und skizzenhaften Charakter, über den einige schöne und nachdenkliche Stellen nicht hinwegzutäuschen vermögen. Letzten Endes schildert der Verfasser, zuweilen mit einem fast grotesken Humor, eine Reihe von Episoden, die — wie man erkennen muß, meist ohne innere Begründung und zwingende Notwendigkeit — allzu häufig das Verb-  
trockene und auf der anderen Seite das verstiegene Mystische, den religiösen Fanatismus und religiöse Schwärmerei freisen, welche zu einem geschlossenen Ganzen zusammenzuschweißen dem Dichter jedoch nicht gelingen will. All die Gestalten, welche sich um den Helden des Romans, David Hülsenbusch, gruppieren, stehen selbst am unwirklich und unwahrscheinlich vor unseren Augen, und die Charakteristik David Hülsenbuschs selber ist so verschwommen und

unklar, daß der tragische Ausgang des Buches unheimliches Staunen erweckt. Das Sprunghafte und Ungebundene unserer Kinofantasie wird hier — vielleicht absichtslos — auf einen Roman übertragen, und man wird kaum sagen können, daß dieser Stil dem Buche zum Vorteil gereicht.

Wolfgang Federau

### Heimatbücher

Unter den vielen, fast zu vielen Neuauflagen alter Werke kommt der dritte Band der Ostdeutschen Heimatbücher (Danziger Verlagsgesellschaft) „Jugend- und Wanderleben von Johanna Schopenhauer“ nicht nur zur rechten Zeit heraus, sondern entspricht auch einem wirklichen Bedürfnis. Frühere Ausgaben sind vergriffen und nur noch in Bibliotheken und alten Sammlungen vorhanden. Wie uns Chodowiecki vergangene Zeiten vor Augen zu zaubern weiß, so vermag Johanna Schopenhauer uns Einblick in ihr abwechslungsreiches und geistig bewegtes Leben zu geben. Johanna Schopenhauers Lebenserinnerungen sind eins jener unentbehrlichen Quellenwerke, die für die Kulturgeschichte und für Danzigs Geschichte jener Zeit von hohem Wert sind.

Wer Danzig lieb gewonnen hat, wer gern in die schönen Wälder von Oliva hinauswandert, an den Pelonker Höfen vorbei, dem wird durch das Buch diese Gegend an Erinnerungen nur noch reicher, denn hier am Fuß der Olivaer Berge spielte sich ein wichtiger Abschnitt des Lebens dieser bedeutenden Frau ab.

Ottomar Schreiber, dessen verdienstvolles Werk und dessen Zeitschrift „Die Meißner“ wir schon empfohlen haben, gab dies neue, in der Danziger Verlagsgesellschaft erschienene Werk heraus. Da dies Buch zu denen gehört, die uns bald Freund werden, und in die wir immer wieder gern hineinschauen, so ist es mit Freuden zu begrüßen, daß der Verlag neben einer einfachen, geschmackvoll gebundenen Ausgabe (25 Mk.) auch eine kostbare Liebhaberausgabe in elegant Halbleder (100 Mk.), die auf feinstem weißem Papier gedruckt ist, herausgebracht hat.

Als 4. Band der Ostdeutschen Heimatbücher erschien mit neun Abbildungen Dr. Edward Carstenns Buch über das alte Danziger Leben im Spiegel der Straßennamen „Was die Danziger Straßennamen erzählen.“ Käthe Schirmacher hat schon früher Anregungen dieser Art gegeben und uns in der Sondernummer „Danzig“ (Jahrgang 1, Heft 3), „Vom alten Danzig: Unsere drolligen Straßennamen“ ein Kinderbrief, erzählt. Mit Dr. Carstenn, der über das gleiche Thema in der Volkshochschule Vorträge hielt, wandern unsere Gedanken durch die alten Straßen, deren Namen uns die Geschichte der Stadt, die Gewerbe und die Eigenart der Bewohner vor Augen führen. Hoffentlich dient das Buch dazu, nicht achtlos die Straßenschilder zu lesen, sondern aus dem Namen Kenntnisse des Gewesenen und Gewordenen zu gewinnen. Das Buch, das auch für Schule und Haus besondere Bedeutung hat, schließt mit einem Beitrag zur Deutung der Namen

Ketterhagen und Rosengarten. (Preis 12 Mk., elegant geb. 16 Mk.)

In der Verlagsbuchhandlung A. W. Kafemann-Danzig sind 2 Bände heimatlischer Erzählungen aus dem Weichselgau erschienen. L. Mahlau hat den ersten Band: „Jugendgeschichte des Johannes von der Oisse“ herausgegeben (Pr. geb. 9 Mk.). Die Erzählung von Joseph Rink „Treu der Scholle“ führt uns in das ehemals westpreussische Gebiet, zeigt uns den Gegensatz zwischen Stadt und Land und den Sieg der doch immer wieder hervorquellenden Heimatliebe (Pr. geb. 15 Mk.). Die Erzählung ist während der 4jährigen Gefangenenschaft des Verfassers in Korsika entstanden.

Ein Heimatwerk, dessen Herausgabe von hohem Idealismus und Heimatliebe zeugt, sind die vom Verlag Kolbe und Schlicht-Dresden herausgegebenen Samlandbände, von denen kürzlich das 3. Heft „Das westliche Samland“ und das 4. Heft „Land und Leute der Bernsteinküste — die Steilküste — die Landschaft westlich der Altk“ — erschien. Wir werden später auf die hier schon empfohlenen Werke ausführlich zurückkommen. Jeder Freund dieser an Schönheiten und Eigenarten reichen Gegend sollte für Verbreitung der schön ausgestatteten und mit viel Mühe und Liebe zusammengestellten Bücher sorgen.

Zuletzt sei noch das von Bruno Wilm herausgegebene Sammelwerk „Ost- und Westpreußen im Spiegel deutscher Dichtung“ genannt. (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.). Das Buch ist eine Schulausgabe für Heimatbildung, die aber auch in Familie und Haus Eingang finden will. Sage, Geschichte, Landschaft, Oststädte und Volkslieder bilden den Inhalt des reichhaltigen, für den Einblick in das Wesen unserer Ostmark wertvolle, warm zu begrüßende Werk. E. L.

Oswald Herzog: Plastik. Mit einem Vorwort von Bruno W. Reimann. 1921. Buch- und Kunstheim K. u. E. Twardy, Berlin.

Eine sehr dankenswerte Veröffentlichung, insofern sie auch denen, die fern von den großen Kunstzentren leben, die Möglichkeit gibt, eine Anschauung von den Bestrebungen der neuen, „absoluten“ Kunst zu erhalten. Denn ein „absoluter“ Plastiker ist Herzog. Er formt nicht, wie alle Plastik es bisher getan, auf naturalistische oder idealisierende Art Menschen, Tiere usw., er lehnt vielmehr grundtätig und absolut alles ab, was irgendwie als Nachbildung organischer Naturgebilde wirken könnte, sucht dagegen Grundgefühle der Seele, wie Freude, Begeisterung, Verzweiflung in völlig neuen, eigenen, abstrakt-rhythmischen Formen zu verkörpern in der Überzeugung, daß auch darin organisch bildende Natur — nur eben geistige, individuell-künstlerische — sich auswirke und in Seelen, die für geistig schaffende Natur empfänglich sind, gleiche Grundgefühle wecken werde.

Geschicht das?

Es ist nicht zu leugnen, daß beim Anblick dieser plastischen Gebilde entsprechende seelische Reaktionen erweckt werden (siehe besonders Har-

monie, Begeisterung, Entfliehen; bei andern dagegen, wie z. B. Ich, Verzückung wird unter Empfinden ratlos, trotzdem es durch die Unferschrift in die gewünschte Richtung eingestellt wird). Also möglich ist es schon, in einer von allem bisher üblichem abweichenden plastischen Sprache zu den Menschen zu reden, und deshalb hat der Künstler auch das Recht, sich ihrer zu bedienen. Ist es aber nötig? Was wäre es doch nur, wenn geistige Inhalte in dieser neuen Sprache packender, anschaulicher ausgesprochen und zum nacherlebenden Mitfühlen gebracht werden könnten als es bisher möglich war, oder wenn ganz neue, unerhörte und in der bisherigen Sprache der Kunst unaussprechbare seelische Erlebnisse uns übermitteln würden. Ich muß beide Voraussetzungen verneinen und für mich daher solche „absolute“ Kunst ablehnen. Erkenne aber willig an, daß die in diesem Buche veröffentlichten Arbeiten ein augenscheinlich starkes Gefühl für Rhythmus und plastischen Ausdruck offenbaren, das auch von anders denkenden Kunstfreunden Respekt verlangen darf. Jedenfalls stehen diese Plastiken turmhoch über zahlreichen Kunstwerken neuester Art, die sich in wüsten, wilden Verzerrungen und ungewollten, rohen Karrierungen organischer Naturgebilde nicht genug tun können. — Zur „absoluten Kunst“ gehören auch die drei in demselben Heft abgedruckten Originalholzschnitte desselben Künstlers. — Ausstattung: Papier, Druck, Autotypien sind musterhaft. R. Heuer, Thorn

G. F. Hartlaub: „Der Genius im Kinde.“ Verlag Ferdinand Hirt in Breslau. Preis geb. 72 Mk., geb. 60 Mk. einschl. Feuerungszufschlag.

In unserem Weihnachtsheft wies schon Alfred Hein auf dies Buch hin. Gustav Hartlaubs Vortrag über dies Thema im Königsberger Goethebund hinterließ starke Eindrücke. An Hand von Zeichnungen und Malversuchen begabter Kinder weiß uns der Verfasser mit seinem Verständnis in die künstlerisch schaffende Seele des Kindes einzuführen. Das Buch, das vor allen Dingen Müttern und Lehrern guter Wegweiser werden sollte, zeigt die wunderbare Vorstellungskraft und den inneren Reichtum der Kindheit, warnt aber zugleich vor den meist zu großen Hoffnungen der sogenannten Wunderkinder, denn die weitere Entwicklung des heranwachsenden Menschen zeigt keinen Fortschritt. Dr. Hartlaub findet Vergleichspunkte, Übereinstimmungen typischer Kinderzeichnungen gewisser Altersstufen mit den Naturvölkern, weist Züge des sogenannten „Expressivismus“ in Kinderzeichnungen nach und gibt zu feinen Ausführungen oft überraschende Beweise, zum Teil von Zeichnungen aus der Kindheit bekanntgewordener Künstler, von beeinflussten und ganz aus sich schaffenden Kindern. Das „Jahrhundert des Kindes“ hat Wandlungen geschaffen und die Entwicklung des Zeichenunterrichts ist zweifellos in den letzten Jahrzehnten erfreulich vorwärts geschritten. Auch hier gibt Hartlaub wesentliche Richtlinien. Die Erfahrungen des Buches sind mit aus einer Ausstellung von der Mannheimer

Städtischen Kunsthalle im Frühjahr 1921 „Der Genius des Kindes“ gewonnen.

Im gleichen Verlag sind, sorgfältig vorbereitet und fachwissenschaftlich geordnet, die ersten fünf Bände der Jedermanns Bücherei, Natur aller Länder, Religion und Kultur aller Völker, Wissen und Technik aller Zeiten, erschienen. (Preis geb. 15 Mk.)

Es sind 16 Abteilungen (etwa 300 Bände) vorgesehen. Die handlichen Einzelbände geben bei wissenschaftlicher Zuverlässigkeit wertvolle Übersichten und Einblicke. Ernst Bergmann, der die Abteilung Philosophie unter sich hat, erläutert die geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts. In der von Paul Merker herausgegebenen Literaturgeschichte führt uns Alexander Brückner in die Ostgebiete (Russische und Polnische Literatur). Kurt Krause und Rudolf Reinhard leiten die Abteilung Erdkunde, in der die beiden Bücher Arthur Dir, „Politische Erdkunde“ und Otto Maull „Griechisches Mittelmeergebiet“ erschienen sind. Im Schluß oder im Text der Bücher sind Karten und Bilder aufgenommen. Der Einband der Bücher, der, wie der Titel unkünstlerisch wirkt, tut dem Auge weh.

Carl Lange

#### Bücher aus dem Verlag „Der Garten Eden“ Dormund

Der Eindruck der ersten Reihe von Büchern dieses neuen Verlages mit dem vielerprechenden Namen ist recht erfreulich. Hans Franch, Paul Jech, Kurt Münzer gehören u. a. zu seinen Mitarbeitern. Auch Elisabeth Siwert, deren Schaffen wir schon häufiger würdigten, — verschiedene Arbeiten von ihr sind bei uns veröffentlicht, — zeigt in der Erzählung „Die Mistel“ (in Pappband 20 Mk., Vorzugsausgabe 40 Mk., Ganzleide 150 Mk.) die durchdachte, tiefsehbare Eigenart der in der Heimat Erde wurzelnden Westpreußen. Sie hat etwas männliches in ihrer Ausdruckskraft, das an Katarina Botsky erinnert (vergl. Weihnachts Sonderheft „Ostdeutsche Frauen“). Knapp in der Form, zäh, gedrängt, bilderreich ist ihre Sprache. Ihr Weg geht steil aufwärts.

Im gleichen Verlag ist eine von Carl Seelig herausgegebene Sammlung neuer Gedichte „Der Tag bricht an“ erschienen. Wenn wir auch manche Namen vermissen, — das ganz Moderne ist ausgeschaltet, — so finden wir wertvolle Beiträge, die starken Eindruck hinterlassen. Von Ostdeutschen und Mitarbeitern unserer Zeitschrift sind Carl Hauptmann, Oskar Lörke und Leo Sternberg vertreten.

Hans Franch, über dessen Dichtungen wir häufig in unserer Zeitschrift sprachen, hat uns ein Buch „Kranze, einem Kind gewunden“ mit prächtigen Schnitten von Gertrud Klimm geschenkt. Diese sprachlich schönen und von innerer Blut erfüllten Verse gestalten schweres Schicksal in oft hinreißenden Rhythmen. Der Dichter, von dem wir Gedichte und Skizzen schon veröffentlichten, hat auch mit seinen kraftvollen, schwerblütigen Dramen im Osten Eingang ge-

funden. Im Januar brachte die Danziger Bühne sein „Herzog Heinrichs Heimkehr“.

Carl Lange

**Scheffels Werke.** Herausgegeben von Friedrich Panzer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. In 4 Bänden. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1920.

Immer wieder muß man „Meyers Klassiker-Ausgaben“ als eine Leistung rühmen, der sich kaum ein anderes ähnliches Unternehmen als ebenbürtig erweist: musterhaft ist die Sorgfalt, mit der berufene Kräfte an den Texten, erfahrener Geschmack an der Ausstattung sich betätigen. Der ausgezeichnete Gelehrte, der sich mit Liebe und Kenntnis der nur scheinbar dankbaren Aufgabe unterzogen hat, eines Vielgerühmten und im Grunde doch von den Maßgebenden nicht Geschäften mehr oder weniger fragwürdige Schöpfungen auf das Säuberste der Nachwelt zu überliefern, sie zu erläutern, zu würdigen und in die Geschichte der Nationalliteratur einzuflechten, hat — das sei unumwunden mit höchster Achtung gesagt — ein vortreffliches Werk geschaffen: auf das Gefällteste gerahmt, blickblank verglast reihen sich die bekannten Dichtungen aneinander; ein Band berichtender Prosa des Wielgewanderten ergänzt sie zur angestrebten Vollständigkeit. Aber trotz allen Mitteln gediegenen Herausgeberwaktens mußte das Dargebotene den, der jugendliche Eindruckbarkeit umsonst beschwört, matt an. Scheffel, der vielen genügt hat zu einer Zeit, da ihnen Röstliches — Keller, Mörike, Raabe, Hoffmann, Stifter — teils noch verhilft, teils unbegreiflicher Weise wieder verschwunden war, ist unrettbar verblieben. Er war ein dichterisches Gemüt, dem alles zur Bedeutung mangelte: Persönlichkeit. Richard v. Schackal

**Almanach der Täglichen Rundschau.** Dom-Verlag, Berlin.

Eine willkommene Gabe! Schon das feine, geschmackvolle Äußere (elisenbeinfarbener Einband mit grünen Silhouetten) berührt uns sympathisch. Und nun der Inhalt. Nicht zusammengekauft, minderwertige literarische Abfälle, sondern nach Form und Gehalt wertvolle Beiträge. Ein Kalendarium mit amüsanten Strichzeichnungen von Karl Arnold. Ein erster Vorpruch von Paul Warndke. Novellen von Marie Diers, Theodor Bohner, K. L. Merkl. Eine Bücherchau im Plauderton von P. Weiglin. Eine nachdenkliche geschichtliche Betrachtung von Prof. Dietrich Schäfer „Deutschland und Revolution.“ Ein kulturhistorischer Streifzug „Standesdrachten“ von M. v. Boehn. Ein Referat über August Hauers ostafrikanisches Tagebuch „Kumbuke“. Dann ein paar fesselnde Auschnitte aus dem Gebiete der Kunst. Till Riemenschneider, der berühmte Würzburger Bildschnitzer, wird uns eingehend unter Zeigabe von vier Kunstblättern von Tim Klein geschildert, der Maler Theodor Rocholl von Prof. Senda (ebenfalls mit Abbildung und einem farbigen Kunstblatt). Ferner: „E. T. A. Hoffmanns musikalische Sen-

„dung“ von E. L. Schellenberg. Es ist für uns Östmarken eine Genugtuung, daß dieses genialen Königsberger Schriftstellers romantische, oft barocke, stets geistvolle Erzählerkunst nach langer Pause wieder die Geister ergreift und daß auch seine viel zu wenig gewürdigte musikalische Bedeutung endlich anerkannt wird. Last not least: „Die okkultistische Bewegung“ von Professor Österreich, Tübingen. Ein sehr zeitgemäßes Thema! Erzwingt sich doch der Okkultismus, der von der strengen Wissenschaft gar zu lange als purer Schwindel verachtet wurde, neuerdings die allgemeine Teilnahme. Österreich zeigt, daß es in der Tat erstaunliche psychische Kräfte und Vorgänge gibt, die allem normalem Verstande Hohn sprechen und doch so gut bezeugt sind, daß wir uns mit ihnen auseinandersehen müssen. Eine vortreffliche erste Einführung in dieses dunkle Gebiet.

Mit einem Worte: der Almanach, von gesundem, vaterländischem Geist durchweht, wird sicher im neuen Jahre 1922 Vielen Freude bereiten.  
R. H e u e r, Thorn

Paul Steinmüller: Die sieben Legenden von der Einkehr. 4. Auflage. Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart. 127 Seiten. Geh. 9,50 Mk., in Pergament 18,50 Mk., in Leder 25 Mk.

Dem, der diesen Legenden von der Einkehr mit offenem Herzen und offenen Sinnen nachgeht, wird die Erinnerung nach an die Großzeit deutscher Prosaepik, und der Name Meister Gottfried Kellers drängt sich ihm auf die Lippen. Doch nicht, daß er damit sagen wollte, hier hat einer seinem Meister die Handgriffe usw. abgucken, sondern in dem Sinne, daß ein Jünger in der Schule seines Meisters selbst Meister wurde, d. h. zur denkbar höchsten Entwicklung der in ihm liegenden Kräfte unter der Einwirkung seines Meisters kam. Das gilt hier von der Technik, von der Kunst der Seelendarstellung und von dem Ernst, mit dem das Problem in Anschauung umgesetzt wurde. Aber eins kommt noch hinzu, was besonders hervorgehoben werden muß: Paul Steinmüller hat in seiner Weltanschauung etwas, das unserer Zeit noch viel zu sehr fehlt und was sie deshalb von ihm lernen könnte und sollte, nämlich das Einzelerleben anzusehen als eine Auferstehung des Ewigen und es unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen, kurz das Leben ins Reich der Idee zu erheben, aus dem stofflichen Sein ein- und heimzukehren ins Reich des Geistes. Das ist der Sinn dessen, was die Helden der sieben Legenden erleben und wodurch sie sich zur sittlichen Läuterung, zur Verinnerlichung entwickeln. Daß ein solches Buch in unserer Zeit über die erste Auflage hinaus kam, ist immerhin ein erfreuliches Zeichen. Daß es auch in breite Volkskreise eindringt, ist wünschenswert und sogar notwendig, wenn eine Genesung unseres deutschen Volkes, das der Materialismus zertraß, möglich werden soll.

E r n s t L e m k e

Das Herz des Dichters steht in voller Blüte. Ein uner schöp flicher Sonnen-Bronnen ist ihm die Welt, weil er — liebt. Er weiß nicht, wo er hingehn soll, sein vor Glück hell brennendes Gesicht zu bergen. „Laß mich die Glocke läuten, / die unauss hörlich kreist / im Tempel meiner Freuden . . .“ Der Geliebten Lächeln blüht vor seinen verzückten Augen auf „wie eine Wunderblume, daß tausend Orgelglocken in seinem Seelenhain frohlocken“. Und einmal sieht er das geliebte Weib: „in den Wiesen liegen, leise — wie eine Blume schwimmt im Gras — den weißen Nacken zum Winde wiegen . . .“ Heller flammt da seine Sehnsucht auf: „All meine Pulse gehn / herauf, herab wie Falten / in deinem Kleide / Ich kann mich nicht mehr halten. / Du, du, erhör mein Flehn! / Umfang mich mit Gewalten / so heiß und breit, / daß sich die Adern spalten!“ — Doch die geliebte Frau entflieht seinen bebenden Händen und läßt ihn allein in der Nacht. „O Taa, wie tollst du laut und schwer / durch alle Gassen! / O Herz, wie bist du doch so sehr / vergessen und verlassen . . .“

Mit feinen Händen hat Werneck-Brüggemann dieses Erleben seines Herzens gestaltet. Blut strömt in diesen Versen, die eben darum voll warmen Lebens sind. Zwar findet man da und dort eine taube Frucht; ein Wort, das nur des Wortes wegen dazustehen scheint, das nicht innerfer, blutgeborene Notwendigkeit, im ganzen aber ist dies Buch ein Geschenk. Man fühlt: hinter ihm steht einer, der etwas will und — kann: ein Charakter! —

Die Ausstattung des Werkes ist, wie man's beim Edda-Verlag nicht anders gewohnt ist, erstklassig. F r i z R u d n i g

Die Weiber am Brunnen. Roman von Knut Hamsun. Albert Langen Verlag, München. 426 Seiten. Geh. 30 Mk.

Dieser Kleinstadt-Roman mit dem wenig schönen, immerhin etwas sagenden Titel hat im Aufbau nicht die biblische Naivität und Größe seines Vorgängers „Segen der Erde“, spiegelt aber doch satt und breit nicht nur dieses Küstentädchens mit all seinen Typen, Honorationen und armen Teufeln wider, sondern gibt uns in seiner Mannigfaltigkeit und, kaum gemerkten, Tiefe ein Bild des ganzen Lebens auf dieser schönen Erde. Ein Buch voller Gründlichkeit und voller Wissen um die menschliche Seele, mit bewundernswert ruhiger und sicherer Hand geschrieben, in das man sich hineinleben kann, das man gespannt zu Ende liest in dem Gefühl, daß Einen all diese kleinen und „großen“ Leuten etwas, und zwar recht viel, angehen, weil es Hamsun verstanden hat, aus ihnen, diesen Bewohnern des norwegischen Küsten-Städchens, geradezu Vertreter der Menschheit zu machen. Sie alle sind Helden des Romans, keiner ist nebenfächlich behandelt, und doch ist das Ganze wie in lebenswirdigem Geplauder geschrieben. Und der Hauptheld, dieser verschmißte und verunglückte Oliver, dieser arme Teufel, der das Leben nimmt, wie es ist, und der gut dabei fährt, trotz diesem und jenem, beweist wie sie alle, daß der

„Die Liebeslieder an Elisabeth.“ Von Werneck-Brüggemann. Edda-Verlag Max Ahnert, Cassel.

Mensch die ihm vorgezeichnete Bahn wandelt, mag er anders wollen oder nicht; daß innere Veranlagung und äußeres Geschick ironisch kongruent sind; daß alles Besser-wissen und Höher-wollen und Gescheit-tun an irdische Grenzen stößt und letzten Endes auf nichtsiges Geplapper hinausläuft; daß es das Leben mit dem Bescheidenen am besten meint und die Praxis die erhabensten Theorien durch gänzliches Fiasko höhnt; daß Urtrieb und innerste Motive dem Menschen dauernd bittere Streiche spielen... Ein reiches Buch, das mit solcher Ruhe und Überlegenheit kein Mitteleuropäer unserer Tage zu schreiben vermocht hätte; ein Buch, in dem man ausruhen kann. —

Dr. Siegfried Verberich, München

### Kalender 1922.

Wenn ein Kalender seinen fünfzehnten Jahrgang antritt, so hat er damit seine Berechtigung erwiesen. Der von Otto Julius Bierbaum begründete, von Carl Schüddekopf fortgeführte und jetzt von Prof. Dr. Karl Heinemann mit zahlreichen Abbildungen herausgegebene Goethekalender (Westrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, geb. 14 Mk.) bietet wieder in seiner Reichhaltigkeit Proben aus Goethes Werken und wertvolle Urteile von Zeitgenossen über Goethes Charakter. Von den zahlreichen Beiträgen sind die Würdigung der wichtigsten Neuerscheinungen der Goetheliteratur und Dr. Fritz Adolf Hünichs Beitrag über „Die Goethe fälschlicherweise zugeschriebenen Werke“ besonders hervorzuheben.

Auch der Eichendorffkalender erfreut wieder seine alten Freunde (Parcus u. Co., München). Eichendorffs Geist und Gestalt wird in Schilderungen seines Lebens, seines Freundes- und Familienkreises und im Schaffen wesenverwandter Dichter wach. Prof. Dr. Wilhelm Kofch gibt eine umfassende Übersicht in der umfangreichen „Romantischen Jahresrundschau“.

Der kleine Wackfeuerkalender gibt Proben der Maler und Dichter des Wackfeuerkreises (Pr. 6 Mk.), die uns in Bild und Lied kennzeichnend vorgeführt werden. Die Zeitschrift ist hier schon häufiger erwähnt worden. (Verlag Berlin W. 66, Wilhelmstr. 48.)

Vom deutschen Ostbund (Berlin SW. 68, Zimmerstr. 87) ist der ostdeutsche Heimatkalender (Kommissionsverlag: Verlag der Feiertenden) herausgegeben. Die Ostmark steht im Vordergrund: Bilder vom Posener Rathaus, von Holzkirchen in der Provinz Posen, von der ostmärkischen Landschaft und vom Geistesleben und Märchendichter Robert Buzjinski, der auch zu den Flüchtlingen aus dem westpreussischen Gebieten gehört. Dr. Franz Lütke erzählt uns von der ostmärkischen Not, die immer wieder die Hilfe und Teilnahme aller deutschen Brüder erfordert. C. L.

„Wörterbuch zur deutschen Literatur.“ Von Studienrat Dr. H. Köhl. Verl. B. G. Teubner, Leipzig. Geb. 25 Mk.

Ein vorzügliches Nachschlagebuch über das Gebiet der deutschen Literatur, das einen notwendigen und erfreulichen Ersatz für größere Werke bildet, ist im Verlag Teubner erschienen. Das sehr handliche, zuverlässige und preiswerte Nachschlagewerk, das auf wissenschaftlicher Grundlage beruht, entspricht einem Bedürfnis unserer Zeit und kann aufs wärmste empfohlen werden. C. L.

### Eingesandte Druckschriften

(Besprechung vorbehalten)

- Reinhard Eck: „Die Erlösung vom Geist des Zusammenbruchs“. Verlag Friedrich & Co., Bremen.  
 „Legenden“ Band I u. II. Neuwerkverlag Schlüchtern.  
 Max Büch: „Vom Staatskirchentum zur Menschheitsreligion“. Neuwerkverlag Schlüchtern. Geb. 5 M., geb. 10 M.  
 Will Vesper: „Gute Geister“. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. Geb. 20 M.  
 Miguel de Cervantes: „Leben und Taten des scharfsinnigen Ritters Don Quixote“. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg. Geb. 28 M.  
 R. Hans Garsch: „Seine Jüdin“. L. Staakmann, Leipzig. Geb. 15 M., geb. 21 M.  
 Dr. E. Sauer: „Osteuropa und Wir“. Neuwerkverlag Schlüchtern. Geb. 10 M.  
 S. Federmann: „Dantes Göttliche Komödie, Auswahl aus Gefängen“. C. S. Bedcke Verlagsbuchhandlung. Geb. 13,50, geb. 18 M.  
 Franz Herwig: „Das Begräbnis des Hasses“. Verlag Herder & Co., Freiburg. i. Br. Geb. 15 M., geb. 20 M.  
 Werneck Bräunemann: „Die gepanzerte Braut“. Ebdavverlag Cassel.  
 W. Loose: „Adolf Bartels“. Verlag G. Westermann, Braunschweig.  
 Heinrich Lüdemann: „Das Geheimnis der Religion als Mutterhaus künftiger Politik“. Friesenverlag Wilhelmshaven. Geb. 8 M.  
 Hermann Thomsen: „Danzigs Handel und Industrie in ihren Entwicklungsmöglichkeiten“. Verlag H. Kaufmann, Danzig.  
 Max Raphael: „Idee und Gestalt“. Ein Führer zum Wesen der Kunst. Delphinverlag, München.  
 „Gefährte der Meister der Idylle“. Delphinverlag München.  
 Hans Christoph Kaergel: „Das Marienwunder“. Verl. Grethlein & Co., Leipzig. Geb. 18 M., geb. 28 M.  
 Ernst Köhler-Haussen: „Lebe“. Kaba-Verlag, Dresden.  
 Ludwig Neeg: „Von der tiefen Wirklichkeit“. Bedcke Verlagsbuchhandlung, München. Geb. 8,50 M.  
 „Fausts rebvolvis“ mit einem Vorspiel von H. Stajn. F. E. Bily-Verlag, Dresden.  
 Kurt Siemers: „Venusgärtlein“. Verlag Erich Matthes, Gartenstein i. Sa. Geb. 7 M., geb. 10 M.  
 Willi Finger: „Deutschkunde und Kinodrama“. Richters Druckerei, Verlag Berlin-Brig. Geb. 6 M.  
 Heinrich Leis: „Besuch am Abend“. Ed. Voigts Verlag, Wiesbaden.  
 Rudolf Linke: „Freie Liebe oder Zucht“. Verlag Matthes & Hoff, Gartenstein i. Sa. Geb. 2 M.  
 Georg Caspersohn: „Das sterbende Aupland“. Neudeutsche Verlags- und Treuhandgesellschaft, Berlin. Geb. 6 M.  
 Viktor Kluge: „Klarheit“. Leipziger Verlags- und Kommissionsbuchhandlung. Geb. 4 M.  
 Eugen Mogk: „Über Runen und Hakenkreuze“. Ebdenda. Geb. 2 M.  
 „Von deutscher Sprache und Art“. 2 Beiträge von Eugen Mogk und Ludwig Wisler. Verlag Ritter vom Hakenkreuz, Leipzig.

Paul Scheerbart. Von Zimmer zu Zimmer. (Alfred Richard Meyer Verlag, Berlin-Wilmersdorf.)

Menschliches — Allzumenschliches! Und doch — oder vielleicht eben darum — liest man diese kleinen, nichtsagenden, fast trivialen Schmollliedchen dieses einzigartigen und viel zu wenig gekannten Dichters, der übrigens ein Sohn der Ostmark, ein Danziger Kind war, an seine Frau, sein „Bärchen“, mit einer an Nährung streifenden Wehmut. Denn diese Zeilen, so lustig sie oftmals erscheinen mögen, sie sind letzten Endes doch das Zeugnis irdischer Nöte, irdischer Gebundenheiten eines Dichters, der zwischen Sternen und Milchstraßen zu Hause war, dessen Phantasie keine Grenzen und keine Ufer kannte, und den aus eben diesem Grunde all die kleinen Mißheftigkeiten des Alltags, all die so sehr realen Widerwärtigkeiten unseres irdischen Lebens mit doppelter Wucht und Brutalität packten und zu Boden warfen.

Das Bild, welches wir uns von dem Dichter Scheerbart machen, ist nicht vollständig ohne diese Außerungen des Menschen Scheerbart, welcher, bescheiden wie wenige, in seinen Werken so völlig zurücktritt. Wolfgang Federau

Spork, Eugen, Novellen. Verlag Aurora, Dresden 1921.

Drei kleine Erzählungen, im Inhalt ansprechend. Die erste handelt von dem Gelehrten Norbert Hartmann, den zwei Schwestern lieben; die ältere bringt ihre Liebe der jüngeren zum Opfer. Die andre Novelle zeigt einen Dorfjungen, dem eine Stadtschöne durch ihre Liebesfäule die erste herbe Enttäuschung bringt, die dritte das Liebespaar Anchen und Erwin, das schließlich durch die Mütter gegen Erwins Vater alle Hindernisse siegreich überwindet. Alles Stoffe, die zu feiner Gestaltung reizen mußten. Doch fehlt Spork die notwendige Stilkunst, um den Leser gefangen zu nehmen und die Vorgänge glaubhaft zu gestalten. Zahlreiche sinnensstellende Druckfehler (z. B. „Unrecht“ statt „Unrecht“, „Vorstellung“ statt „Verstellung“), schwere Verstöße gegen die Grammatik machen das Lesen un erfreulich. Die letzte Novelle erhebt sich etwas über die anderen.

Dr. Carstenn

Walther Lenß: Blühend steigt ein Rauch ins Blau. Gedichte. Erdgeist-Verlag. 1921.

Ein ganz bescheidenes Büchlein Gedichte, die mehr geben, als ihr Kokokotitel verspricht. Schon aus der Beschränkung, die sich der Verfasser auferlegt hat, läßt sich auf eine gewisse ernste künstlerische Absicht schließen. Einige Gedichte sind nur gemacht, geschrieben; dafür aber schwingt in den meisten andern der lyrische Grundton. Die einen — zum Glück nur wenige — künsteln und lassen kalt, die anderen strömen Seele aus und gehen zu Herzen. Ehrlichkeit

# Das Blaue Heft

Freie Deutsche Bühne

Herausgeber: Max Epstein

Erscheint wöchentlich am Sonnabend  
Äußere, innere Politik / Volkswirtschaft  
/ Kunst / Theater und Film / Finanz-  
berichte u. a. m.

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

**GERHARD HAUPTMANN**

Aus Peter Brauer

(bisher unveröffentlicht)

**PAUL OESTERREICH**

Wyneken

**ACUTUS**

Oberschlesien

**R. K. GOLDSCHMIDT**

Werfels Faustdrama

**EPSTEIN**

Preise der Theaterkarten

**OSKAR FISCHEL**

Stilletheit

**FRIEDRICH ROSENTHAL**

Ein Theater der jungen Schauspieler

**HELLMUTH FALKENFELD**

Philosophenköpfe

**ARTUR ELOESSER**

Theater

**ROLAND SCHACHT**

Die Kritik der neueren Malerei

**ROBERT PRECHL**

Karavina-Glossen

Bezugsbedingungen:

Vierteljährlich 25 M., Halbjährlich 50 M.

Jährlich 100 M., Einzelheft 2,50 M.

Probenummern und Prospekte unberechnet.

**Das Blaue Heft eignet sich besonders zum Verkauf auf Bahnhöfen!**

**Oesterheld & Co.-Verlag / Berlin W. 15**

# Gewissen

Für den Ring herausgegeben von E. Stadler

Wochenzeitung für politische Bildung

**Die Zeitschrift  
der Jungen in der Politik  
steht jenseits der Parteien.**

Am 9. April 1919 begründet, erscheint das  
„Gewissen“  
jetzt im **3. Jahrgang.**

Die Freunde des „Gewissen“ schließen den  
**Deutschen Ring**  
der nationalen Volksgemeinschaft.

Der Ring ist Bewegung, er kämpft für deutsche  
Freiheit und Unabhängigkeit, gegen öf-  
fentliche Schäden und Schädlinge, gegen Fremd-  
herrschaft und Schiebertum. Der Ring ver-  
tritt den Selbstschutz Deutschlands.

Herausgeber: **Eduard Stadler**

Aus dem Kreise der Mitarbeiter:  
Möller van den Bruck, Albert Dietrich, Hein-  
rich von Glöckner, Max Hildebert Boehm,  
Paul Ernst, Martin Spahn, Georg Escherich,  
Hermann Albrecht, Ernst Kriek, Rudolf  
Pechel, Hans Roeseler, Fritz Ehrenforth, Willy  
Schlüter, Hans Grimm, Rudolf Bohmer, Paul  
Fechter, Heinz Brauweiler, Franz Köhr, Karl  
Hoffmann, Carl Georg Bruns, Paul Lejeune-  
Jung, Karl C. von Loesch, Fritz Weth, Karl  
Müller-Franken, Kurt Woermann, Albert  
Vogler, Reinhold Georg Quatz, Georg von  
Tschurtschenthaler, Wilhelm von Kries, Walther  
de Laporte, Hermann Ullmann, Heinrich  
Herrfahdt, Walter Croll, Hermann Zickert,  
Hans Gerber.

Schriftleiter: **Werner Wirths**

Das „Gewissen“ erscheint wöchentlich  
zum jährlichen Bezugspreis von M. 28,-  
durch den Verlag, im Postbezug M. 9,-  
vierteljährlich, Einzelnummer 70 Pfg. Die  
Jahresbezieher gehören zum Ring und  
haben Anspruch auf Werbeprämien aus  
der Ringbucherei.

Probenummern unentgeltlich durch:  
**Verlag „Gewissen“ Berlin W30**  
Motzstraße 22

Bestellungen mittels Zahlkarte auf  
Postcheckkonto Berlin Nr. 81654

des Gefühls setzt sich mit schlichten  
Mitteln durch und formt sich so einfach,  
wie es die Stimmung des Augenblicks  
verlangt (vergl. „Sommerabend“!) Aus  
den Gedichten spricht lyrische Begabung,  
nur muß sie gepflegt werden und so  
allmählich zu größerer Reife kommen.  
Vor allem hätte sich der Verfasser vor  
gezierter Ausdrucksweise, die ihn in  
Künstelei und leeren Wortkram hinein-  
zwingt. **Johannes Dziubiella**

**Zum 50. Geburtstag Gustav Kohnes.**

Gustav Kohn, der ethisch führende  
Schilderer norddeutschen Landlebens, ist  
am 19. Dezember 50 Jahre alt geworden.  
Seine hannoverschen, vielfach in der  
Einkburger Heide wurzelnden Romane  
„Erhart Auenberg“, „Der siebente  
Sohn“, „Ellernbrook“, „Kurt Hasel-  
horsts Erbe“ (Fr. Wilh. Grunow,  
Leipzig) gestalten in starker Wirklich-  
keitskreue aus breiter lebter Kenntnis dörf-  
licher Natur und Rasse heraus das Innen-  
und Außenleben des gesunden Land-  
menschen. Sein Burenroman „Hooge-  
veld“ enthüllt mit weitausgreifender  
Ideenfülle Deutschlands Zukunfts- und  
Aufstiegsweg im Bilde des Burenchick-  
sals. Das deutsche Volk braucht heute  
Männer von Kohnes Art, die das Werk  
von Hermann Löns aus eigenem Ver-  
mögen vollständig und fruchtbar fortsetzen.

**Preisaus Schreiben  
für plattdeutsche Geschichten.**

Das Novemberheft des „Eckbom“  
(Richard Hermes Verlag, Hamburg 37)  
veröffentlicht ein Preisaus Schreiben für  
plattdeutsche Kurzgeschichten. Einfen-  
dungen an Albrecht Janssen Hamburg 19.  
Eppendorfer Weg 111. Nähere Be-  
stimmungen siehe „Eckbom“.

Das sozialpädagogische Institut Ham-  
burg trifft Ostern 1922 in das 5. Jahr  
seiner Arbeit. Nach der Anerkennung  
als staatliche Wohlfahrtschule im Januar  
1921 haben in zwei Prüfungen 86 Schü-  
lerinnen ihr Staatsexamen als Wohlfahrts-  
pflegerinnen bestanden. Vor Ostern  
1922 werden wiederum ungefähr 40 Schü-  
lerinnen den zweijährigen Lehrgang ihrer  
Ausbildung durch die Staatsprüfung ab-  
schließen und dann in die praktische  
Berufsarbeit eintreten. Die Berufsaus-  
sichten sind namentlich auf dem Gebiete  
der Gesundheitsfürsorge sehr günstig.  
Jede nähere Auskunft gibt der Prospekt,  
der gegen Einsendung des Portos von  
der Geschäftsstelle Moorweidenstraße 24  
zu erhalten ist. Näheres über die neuen  
Ausbildungsgänge siehe auch im An-  
zeigenteil dieses Festes.

Dieses Heft enthält Beilagen vom  
Sibyllen-Verlag, Dresden und vom  
Verlag Moritz Diesterweg, Frank-  
furt a. M.: „Ost- und Westpreußen  
im Spiegel deutscher Dichtung“.  
Wir empfehlen diese Beilagen der  
Aufmerksamkeit unserer Leser.

**Atelier für  
Kunstgeigenbau**

gegr.  
1875



JOHNS

**Willy Trossert Danzig**  
Geigenbauer Heiligegeistg. 17  
An- und Verkauf alter Meistergeigen

**BORG**



FÜR  
QUALITÄT

RAUCHER

# Die Grenzboten

die älteste deutsche Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst  
erscheint sechsen im 81. Jahrgang.

Bedeutende und führende Männer des politischen Lebens und der  
Wissenschaft sind ständige und gelegentliche Mitarbeiter.

Abonnementspreis (jede Woche ein Heft Großoktav)

vierteljährlich 26 Mark — Einzelheft 2.50 Mark.

Bestellungen bei jeder Buchhandlung Post oder direkt vom Verlag.

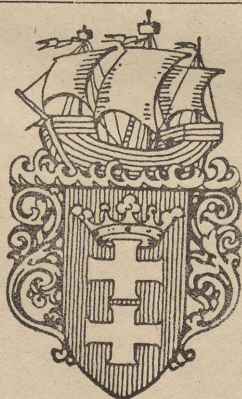
Ein vierwöchentliches Probeabonnement für 6,00 Mark

sowie kostenlose Probehefte stehen durch den

Verlag Abt. Grenzboten Berlin SW. 11, Tempelhofer Ufer 35a  
zur Verfügung.

## Danziger Wirtschaftszeitung

zugleich Mitteilungen der Handelskammer zu Danzig  
mit den Beilagen: Danziger Zollblatt und Statistische Mitteilungen.



**Jeder**, der sich über die

wirtschaftlichen Verhältnisse des Ostens,  
insbesondere des

Freistaates Danzig und der Republik Polen

unterrichten will, **muss** die

„Danziger Wirtschaftszeitung“  
**lesen.**

Die Danziger Wirtschaftszeitung erscheint zweimal monatlich und kostet im Bezuge durch die Post  
oder von der Geschäftsstelle der Handelskammer viertelj. 10 M. d. W., die Einzelnummer 2.50 M. d. W.

W.F. BÜRAU / DANZIG

Langgasse 39 / Gegr. 1829 / Fernspr. 5686, 5687, 5688

## Buchdruckerei

Werbeschriften / Kataloge

Ehrenurkunden

Bilderdrucke - Vierfarbendrucke

Bucheignerzeichen

Geschäfts- und Familiendruckfachen

Werkdruck

Druck von Wertpapieren

Buchbinderei Liniiererei





*Spezialhaus*  
*für*  
*Damen-*  
*und Kinder-*  
*Konfektion*

**L. Murzynski**

Inh: Wilhelm Troschke  
**DANZIG**

Gr. Wolkebergasse 6-8